Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

Heft 11 1937

Erscheint vierzehntägig
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.
frei Haus

Das „wilde Tier"!

Aufnahme: E. & B. Groh

Inhalts-Übersicht

Amtliche Mitteilungen

Jugendfahrten nach Nordamerika für Schüler und Schülerinnen deutscher höherer Lehranstalten

Wie in den Vorjahren (vgl. meine Erlasse vom 9. April 1935 — E III b 863 — und vom 12. Februar 1936 — W III c 271 E III — [RMinAmtsbl. DtschWiss. 1935 S. 147 und 1936 S. 92]) werden auch im Sommer des Jahres 1937 durch die Schiffahrtsgesellschaften Norddeutscher Lloyd und Hamburg-Amerika-Linie im Einvernehmen mit der Deutschen Pädagogischen Auslandsstelle im Deutschen Akademischen Austauschdienst Jugendfahrten nach Nordamerika für Schüler und Schülerinnen deutscher höherer Lehranstalten durchgeführt. Es finden folgende Fahrten statt:

1. vom 8. Juli bis 5. August 1937, Leiter: Studienrat Dr. Friedrich Geisler, Berlin (Hapag);
2. vom 9. Juli bis 31. Juli, Leiter: Dr. Theodor Wilhelm, Berlin (Lloyd);
3. vom 22. Juli bis 1. September 1937, Leiter: Dr. Helmuth Trepte, Berlin (Hapag).

Gegen die Teilnahme von Schülern und Schülerinen höherer Schulen an diesen Fahrten habe ich keine Bedenken.

Der Erlaß wird nur im RMin AmtsblDtschWiss. veröffentlicht.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung u. Volksbildung.

Im Auftrage: Wacker.

Führung der Hakenkreuzfahne bei geschlossenem Auftreten der Schulen

Durch meinen Runderlaß vom 22. Juli 1935 — E III b 1736 usw. — (RMinAmtsblDtschWiss. S. 339) habe ich angeordnet, daß bei geschlossenem Auftreten der Schulen die Hakenkreuzfahne zu führen sei. Das Mitführen anderer Fahnen und Wimpel ist grundsätzlich verboten.

Nach der Anordnung Nr. 24/36 des Reichsorganisationsleiters der NSDAP. kann bei solchen Anlässen eine Fahne geführt werden, die den von der Reichszeugmeisterei und ihren zugelassenen Verkaufsstellen gelieferten Tragfahnen „300" entspricht.

Ich erkläre mich ferner damit einverstanden, daß bei besonderen Gelegenheiten, insbesondere Jubiläumsfeierlichkeiten und dergleichen, neben der Hakenkreuzfahne auch solche Fahnen mitgeführt werden, die eine alte Ueberlieferung verkörpern.

Berlin.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

In Auftrage: Bojunga.

Aufhebung der Sperre des Neuzugangs zum zahnärztlichen Studium und zum Dentistenberuf

Durch Bekanntmachung vom 3. August 1936 hatte ich wegen der festgestellten Ueberfüllung der Berufe der Zahnärzte und Dentisten für die Dentisten eine Berufssperre ausgesprochen, indem ich erklärte, daß Personen, die nach dem 3. August 1936 die Ausbildung zum Dentistenberuf aufnähmen, bis auf weiteres nicht zur staatlichen Prüfung zugelassen werden würden. Auf meine Anregung hatte damals der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung ebenfalls den Neuzugang zum zahnärztlichen Studium einstweilen gesperrt. Bei Bekanntmachung dieser Berufssperre ging ich in Uebereinstimmung mit dem Reichs- und Preußischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung davon aus, daß es in kurzer Zeit gelingen würde, alle hinsichtlich der zahnärztlichen Versorgung des deutschen Volkes bestehenden Schwierigkeiten und Mängel durch eine Verbesserung der Ausbildung der Zahnbehandler und durch eine entsprechende planwirtschaftliche Verteilung ihrer Niederlassungssitze zu überwinden.

Der Stand der in dieser Angelegenheit geführten Verhandlungen ermöglicht es mir jetzt, meine Zustimmung dazu zu geben, daß der Neuzugang zum Dentistenberuf nicht mehr völlig gesperrt, sondern in einem von mir mit dem Reichsdentistenführer noch zu vereinbarenden stark beschränkten Umfange wieder freigegeben wird.

Ich mache dabei aber darauf aufmerksam, daß die starke Ueberfüllung des Dentistenberufs nach wie vor besteht, und ich muß daher vor Ergreifen dieses Berufs, der im Gegensatz zu vielen anderen nur sehr schlechte und unsichere Aussichten bietet, nachdrücklich warnen.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung wird in der entsprechenden Weise gegenüber dem Neuzugang zum zahnärztlichen Studium verfahren.

Der Reichs- und Preußische Minister des Innern.

In Vertretung: Pfundtner.

Geltungsdauer der Sonntagsrückfahrkarten neu geregelt

Die Reichsbahn hat die Bestimmungen über die Geltungsdauer der Sonntagsrückfahrkarten neu geregelt. Die Hinfahrt muß am Sonn- oder Feiertag, bei aufeinander folgenden Festtagen am letzten Sonn- oder Festtage, um 24 Uhr beendet sein. Die Rückfahrt muß am Montag oder am Tag nach Festtagen um 24 Uhr beendet sein. — Die Mittwochskarten gelten ab 12 Uhr, die Rückfahrt muß Donnerstag nachts 3 Uhr beendet sein. Trifft der benutzte Zug nach diesen Zeitpunkten am Zielbahnhof ein, so haben die Reisenden von dem Bahnhof ab einfache Fahrkarten nachzulösen, der von dem Zuge vor oder um 24 Uhr zuletzt berührt wird.

Reichs-Elternwarte

Heft 11 1937

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB. durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
braucht es dann noch großer Dinge
dich zu preisen, Frühlingstag?

Ludwig Uhland

Aufnahme: Dr. Weskamp



Heißa juchhe!
Die Welt ist schön!

Aufnahme: Seidenstücker

Muß der Lehrer einschreiten?

Brief einer unzufriedenen Mutter und die Antwort

Sehr geehrter Herr Rektor,

es befremdet mich über die Maßen, daß Sie trotz meiner ausdrücklichen Bitte meinem Klaus-Peter nicht gestattet haben, während der Unterrichtspausen in der Klasse zu bleiben. Klaus-Peter ist stark erkältet, und ich wollte ihn eigentlich gar nicht zur Schule schicken, habe es dann aber doch getan, in der Hoffnung, daß er während der Pausen nicht dem rauhen Wetter ausgesetzt sein würde. Jetzt kommt er nach Hause und berichtet, Sie hätten ausdrücklich angeordnet, auch er müsse während der Pause auf den Hof gehen.

Ist das richtig von Ihnen? Gehen Sie so mit der Gesundheit der Ihnen anvertrauten Kinder um? Wenn das öfter vorkommt, wird die Schulfreudigkeit der Kinder bald geschwunden sein. Denn Klaus-Peter wollte zur Schule gehen, obwohl ich ihn zurückbehalten mochte. Und andere Eltern, die von Ihrer Entscheidung hören, werden in Zukunft daraus eine Lehre ziehen. Sie dürfen sich dann über zu häufiges Fehlen Ihrer Schüler nicht beklagen, wenn Sie den gutgemeinten Versuchen der Eltern, das zu vermeiden, so wenig entgegenkommen.

Jedenfalls teile ich Ihnen hierdurch mit, daß Klaus-Peter so lange die Schule nicht besuchen wird, bis seine Erkältung völlig behoben ist. Ich bin dies meinem Kinde schuldig und seiner Gesundheit, die Ihnen gleichgültig zu sein scheint.

Heil Hitler!

Frau Anni Küppers.

Die Antwort des Rektors.

Sehr geehrte Frau Küppers!

Ich wundere mich immer wieder darüber, wie schnell die Eltern bei der Hand sind, eine Maßnahme der Schule als gegen das Kind und gegen das Elternhaus gerichtet anzusehen und — zu verurteilen. Eigentlich sollte ich mir das Verwundern im Laufe meiner langen Tätigkeit als Schulmann abgewöhnt haben. Es scheint so, als sei es vielen Eltern einfach unmöglich, unbe-

dingtes Vertrauen zu dem entscheidenden Miterzieher ihrer Kinder, eben der Schule, zu gewinnen, als müßten sie in der Schule ein für allemal eine Drillanstalt sehen, in der seelenlose Strenge das Regiment führt, und in dem Lehrer eine zu fürchtende Respektsperson, der nur noch der altpreußische Korporal und der Gendarm alten Stiles an die Seite gestellt werden kann, und dem seine Kinder anzuvertrauen, ein Wagnis bedeutet.

Sie sagen „Nein", Frau Küppers, ich weiß es, und behaupten, Sie hätten schon Vertrauen zur Schule, und Sie wüßten, wie sehr sich die Schulzucht und die Lehrer im Laufe der letzten Jahrzehnte gewandelt hätten, und wie leicht und froh den Kindern jetzt das Lernen gemacht würde. Aber in Ihrem Falle habe die Schule oder vielmehr der Rektor gründlichst Ihr Vertrauen enttäuscht, und die von ihm getroffene Maßnahme könne sich keine nur halbwegs um die Gesundheit ihrer Kinder besorgte Mutter gefallen lassen ...

Auch die Schule ist um die Gesundheit der ihr anvertrauten Kinder besorgt, Frau Küppers. In vielen Fällen sogar in weit stärkerem und wirkungsvollerem Maße als das Elternhaus. Die ärztliche Untersuchung der Kinder während der Schulzeit, die Schulzahnpflege, hohe, helle und gut gelüftete Schulklassen, einwandfreies Trinkwasser, das Brausebad, Klassen- und Schulschließungen beim Auftreten ansteckender Krankheiten, regelmäßige Desinfektion der Klassen und der Aborte, peinlichste Sauberkeit aller Schulräume — wem dienen denn alle diese Einrichtungen und Gepflogenheiten? Doch nur dem Kind und seiner Gesundheit!

Auch die Pausen dienen der Gesundheit des Kindes. Die Schule weiß, daß langes Stillesitzen dem kindlichen Organismus nicht zuträglich ist; daß es, um gesund zu bleiben, Bewegung braucht und geistige Entspannung. Sie weiß — und das müßten Sie aus Ihrer Schulzeit eigentlich auch noch wissen — wie verbraucht nach einer Schulstunde die Luft in der Klasse ist und wie ungesund. Und das gerade an solchen Tagen, an denen die Klassenfenster wegen des rauhen Wetters nicht während der Unterrichtsstunde geöffnet werden können. Da müssen alle Fenster während der ganzen Pause sperrangelweit aufstehen, daß sich die Klassenluft gründlichst erneuern kann. Da „zieht" es tüchtig in den Klassen, Frau Küppers. Und meinen Sie, in einer solchen zugigen Klasse sei Ihr erkälteter Klaus-Peter besser aufgehoben als auf dem Schulhof, den er mit Mantel und Schal betreten und auf dem er sich durch Bewegung warm halten kann?!

Es dürfte die richtige Antwort auf meine Frage nicht schwer zu finden sein. Deshalb stelle ich gleich noch eine: Meinen Sie, der Aufenthalt auf dem Schulhof, der doch selbst während der großen Pause kaum länger als 15 Minuten dauert, und während welchem der aufsichtführende Lehrer dafür sorgt, daß die Kinder nicht frierend herumstehen, sei für die Gesundheit Ihres Kindes gefährlicher als der fast halbstündige Schulweg, den Ihr Klaus-Peter hat? Und geht Ihr Junge nach Beendigung der Schule geraden Weges nach Hause, oder macht er es trotz seiner Erkältung nicht so wie die meisten seiner Kameraden, die den Nachhauseweg aus Freude über die wiedergewonnene Bubenfreiheit erstmal durch einen kleinen Fußballkampf oder irgend einen anderen lustigen Zeitvertreib feiern? Ich will ganz schweigen von den Erfahrungen, die wir Lehrer mit Kindern gemacht haben, die vormittags laut Ansicht und Aussage ihrer Eltern totkrank, nachmittags aber die Anführer auf dem Spielplatz waren.

Sehen Sie, von solchen Erwägungen lasse ich mich leiten, wenn ich grundsätzlich gegen den Verbleib von Kindern in den Klassen während der Unterrichtspausen bin. Wenn wirkliches Schlechtwetter herrscht, dann bleibt selbstverständlich die ganze Gesellschaft in den Räumen, und für die notwendige Ent- und Durchlüftung wird in Gegenwart der Kinder so gut es geht Sorge getragen. Ist das Wetter aber einigermaßen, dann gehen alle hinaus.

Schon aus Gründen der Disziplin; denn zwei oder drei so „Erkälteter" entwickeln in den Klassen während der Pausen oft eine beachtliche Aktivität, der selbst durch die beste Aufsicht nicht immer rechtzeitig gesteuert werden kann und dem Klasseninventar nicht immer zuträglich ist.

Und dann, Frau Küppers, — lassen Sie mich alten Lehrer mal ein offenes Wort reden — halte ich so einen Wunsch der besorgten Mutter zumeist für eine „Verpimpelung" der Kinder, für eine Verpimpelung, die ganz und gar nicht in unsere Zeit paßt. Wir reden so viel vom Hart- und Widerstandsfähigwerden unserer heranwachsenden Jugend, und die Eltern sind stolz, kernige Jungs und Mädels zu haben, meinen jedoch, ihr Kind vor jedem Tropfen Regen und vor jedem Lüftchen in acht nehmen zu müssen.

Ich rede nicht von schwachen und zarten Kindern, zu denen ihr Klaus-Peter, der mit seinen 11 Jahren ja ein Kerl wie ein Bär ist, weiß Gott nicht gehört, denen aber ein Aufenthalt auf dem Schulhof auch nichts schadet. Ich rede auch nicht von den wirklich erkrankten Kindern. Die gehören aber nicht in die Schule, sondern ins Bett, auch wenn Vater und Mutter noch so viel Angst um das Mitkommen und die Versetzung haben. Denn ein krankes Kind kann dem Unterricht doch nicht folgen, und der alte medizinische Erfahrungsgrundsatz, daß es leichter und schneller geht, eine entstehende Krankheit zu heilen als eine verschleppte, hat auch für das Kind seine Bedeutung. Und kein Lehrer wird darin ein Zeichen mangelnden Interesses für die Schule sehen, wenn eine Mutter ihren Hans oder ihre Grete, die einen tüchtigen Husten odr Schnupfen haben, mal einen Tag ins Bett steckt und ordentlich schwitzen läßt. Das ist für das Kind und auch für die Schule zuträglicher, als wenn dieses sich tagelang mit einer Erkältung herumquält und schließlich doch auf der Nase liegt.

Sie sind doch wohl nun nicht mehr der Ansicht, daß mir und der Schule die Gesundheit der Kinder, die sich in unserer Obhut befinden, gleichgültig ist, nicht wahr, Frau Küppers?

Darum begrüße ich Sie recht freundlich mit

Heil Hitler!

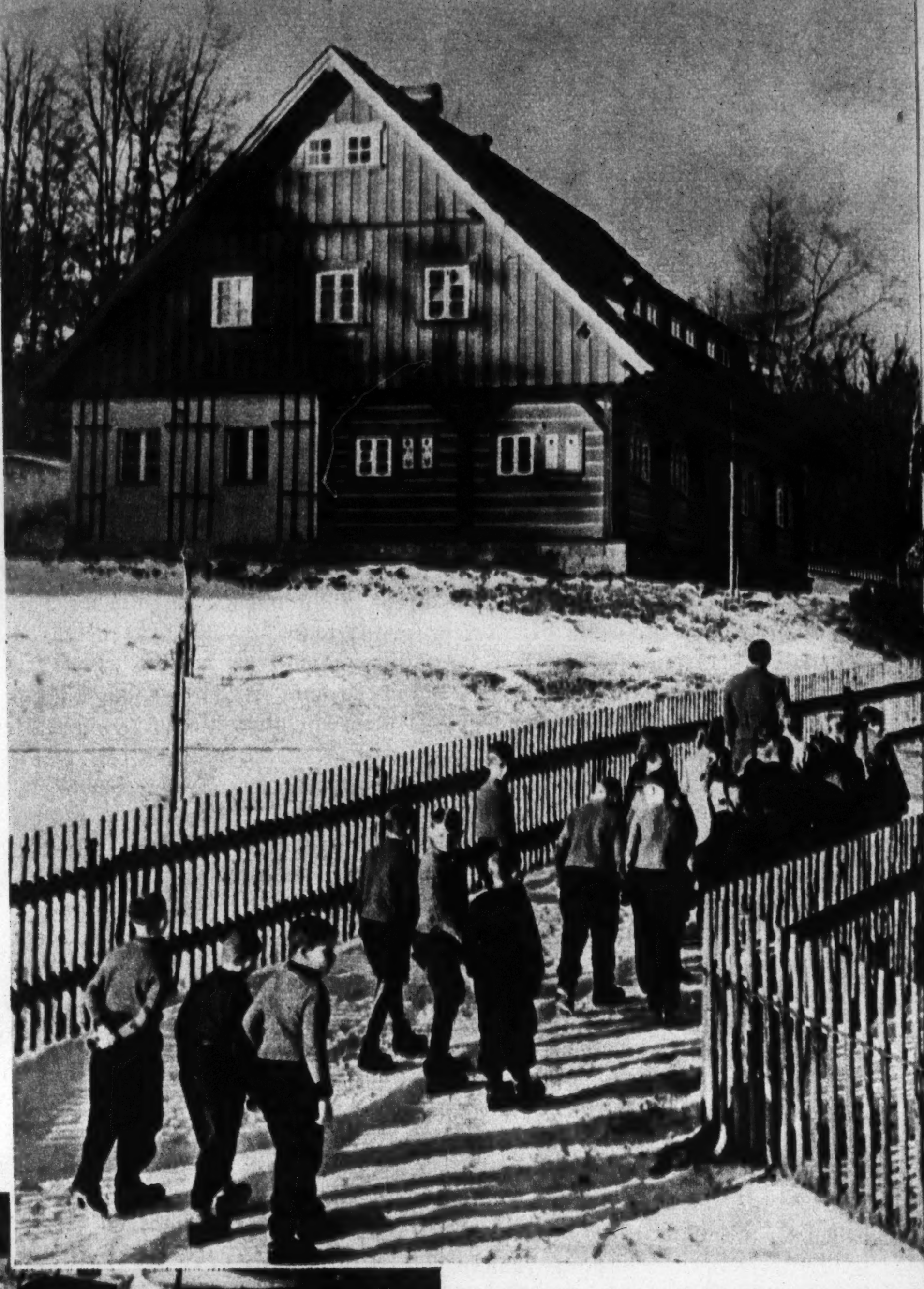
Ihr ergebener

M. Köhler, Rektor.

Schule und Fremdenverkehr

Von Johannes Otto

9 Aufnahmen: Günther Pilz



Dicht neben der Schule liegt das Heimathäusel, ein Museum, das die Männer Krummhübels nach Feierabend bauten. Dort wird der Unterricht in Heimatgeschichte erteilt



Es gibt keine ehrenvollere Anerkennung für eine Schule als die, daß man sie eine Heimatschule nennt und für sie keine erhabenere Aufgabe als die, eine Heimatschule zu sein: Eine Schule, die in der Heimat wurzelt und die den Menschen dieser Heimat gestalten hilft; eine Schule, deren erziehlicher und unterrichtlicher Mittelpunkt die Heimat ist; eine Schule, die die kulturellen Güter der Heimat pflegt und betreut und an die kommenden Generationen weiter gibt; eine Schule, die zu einem Bestandteil der Heimat wird, wie der Heimatmensch selber.

Sie war sich nicht immer dieser Aufgabe bewußt. In hinter uns liegenden Zeiten vergaßen die Schulen im Kampf um die formale Leistung, in dem Bestreben, ein möglichst umfang-

„Vorn zusammen und hinten auseinander müssen die Schneeschuhe laufen, sonst liegen Sie bald mit der Nase im Schnee, Fräulein Skihaserl!" — So wirkt sich der Skiunterricht und die Anweisung des Lehrers „Seid hilfsbereit gegen die Gäste" in der Praxis aus



Das Wohlbefinden und die Zufriedenheit der Menschen, die als Kurgäste ins Riesengebirge kommen, ist für den Kurort Krummhübel eine Existenzfrage. Dafür müssen auch die Kinder bereits Verständnis haben, und deshalb ist das Thema „Was wäre Krummhübel ohne Gäste" das wichtigste innerhalb des Heimatkundeunterrichts

reiches Wissen und Können zu vermitteln, oft ihre nächstliegende Aufgabe, Diener der Heimat zu sein. Sie — und unter ihnen besonders die wenig gegliederten Landschulen — überschätzten und zersplitterten dabei ihre Kräfte und wurden heimatfremd.

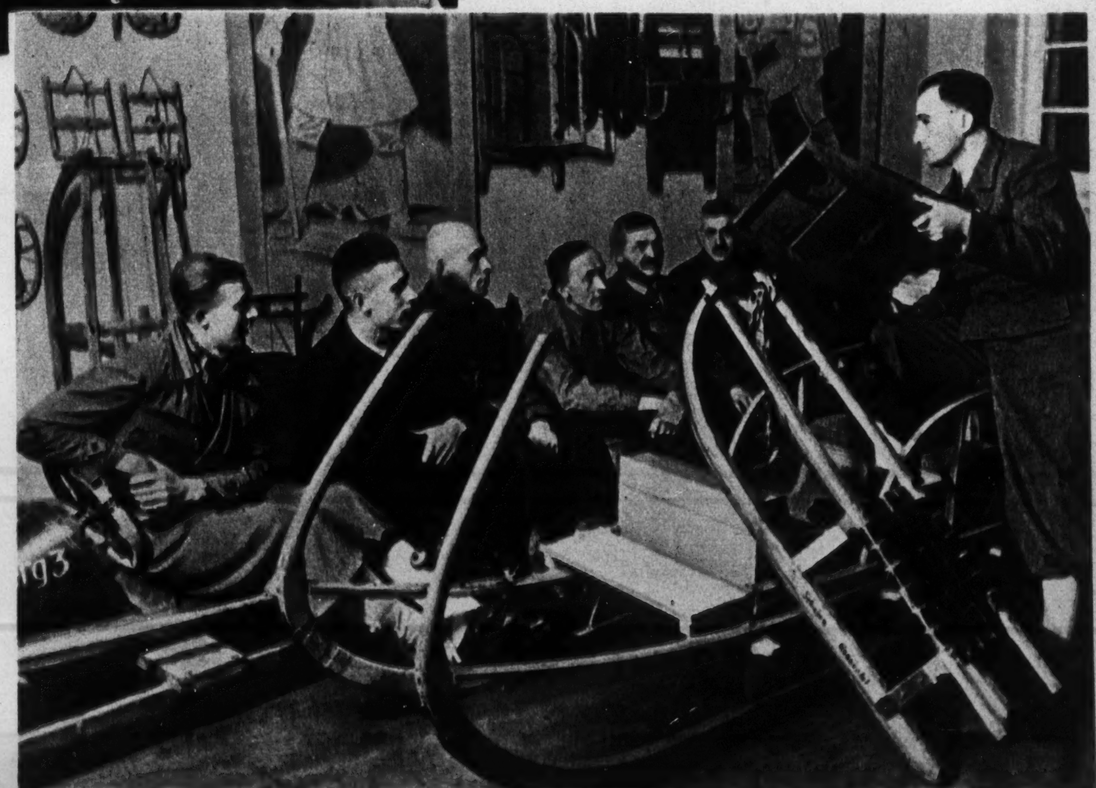
Die neue Zeit, die dem Volkstum und der Heimat als den ewigen Grundpfeilern der Nation und des Vaterlandes nicht nur wieder die Daseinsberechtigung zubilligte, sondern zu Fundamentalbegriffen des neuen Staates erhob, hat auch der Schule wieder den Weg zum leidenschaftlichen Dienste an der Heimat freigemacht.

Es wäre von der Schule falsch und sie würde bald den Boden unter den Füßen verlieren, wollte sie ihre Aufgabe als Heimatschule in der Pflege und Vermittlung des Ideengutes der Heimat erschöpft sehen. Auch die wirtschaftlichen Begebenheiten der Heimat, die die Grundlage des körperlichen Daseins in der Heimat bilden, muß sie in den Bereich ihrer Pflichten einbeziehen. Mit andern Worten: Sie muß den jungen Menschen für den Kampf ums Dasein in der Heimat ertüchtigen helfen und ihn befähigen, diesen Kampf siegreich zu bestehen.

Es gibt Orte in unserm deutschen Vaterlande, weit über die Grenzen des Vaterlandes berühmte, in den ganz bestimmte, oft recht seltene Industrien zu Hause sind. Wir kennen u. a. ein Dorf, das nur Edelsteine schleift, ein anderes, das nur Schneiderkreide herstellt, ein drittes, das nur Küchenmöbel fabriziert, ein weiteres, das Nelken züchtet, und

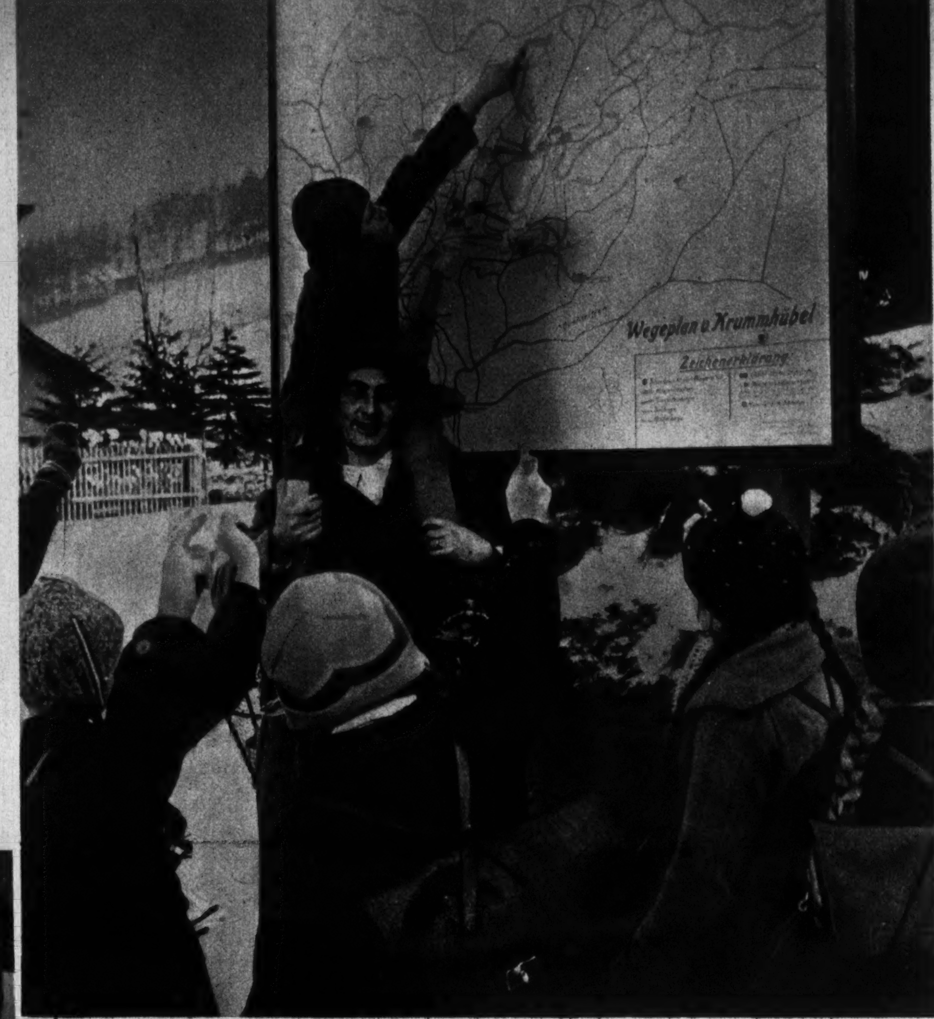


Auch die Erwachsenen müssen noch einmal in die Schule gehen und „studieren". Sie sollen gut Bescheid wissen über ihre Heimat und tüchtige Führer für die Gäste werden



Abendkursus in der Wintersportausstellung des Heimathäusels. Ueber die Geschichte des Schlittens muß jeder unterrichtet sein. Lehrer Wenzel, der ein großer Bobfahrer war, erzählt seinen „Schülern" von der Entwicklung des heimatlichen Wintersports

Vor der großen Wegekarte, wo sich die Fremden orientieren, wird Heimatkundeunterricht gehalten. Diese Karte muß jedes Kind genau kennen; denn hier verlangen die Gäste Auskunft



wir wissen, daß in bestimmten Landschaften bodenständige Industrien beheimatet sind, die man sich aus diesen Landschaften nicht fortdenken kann; die zu dem Begriff dieser Landschaften gehören wie ihre Berge, Wälder, Flüsse und Ortschaften. Und wie die Schule in Gegenden mit rein bäuerlicher Bevölkerung den Bauernkindern einen Unterricht angedeihen läßt, der auf ihre spätere Tätigkeit ausgerichtet ist, so wird sie in den eben genannten Ortschaften bemüht sein, die wirtschaftliche Umwelt der ihr anvertrauten Kinder stark in dem Unterricht zu berücksichtigen. Nach der rein technischen Seite sowohl, als auch nach der theoretischen und letztlich auch — und das in besonderem Maße! — nach der Seite, daß dem Kinde ein Ahnen von der Bedeutung seiner Heimat mitsamt seiner Industrie im Rahmen der Gesamtwirtschaft der Nation aufgeht, und auch davon, daß dem heimatlichen Werken eine Seele innewohnt.

Da wo die Landschaft besonders schön oder erholungsuchenden Menschen besonders zuträglich ist, wo heilende Quellen dem Boden entspringen, haben sich von jeher Reisende von fern und nah eingefunden, um dort Gesundheit, Lebensfreude und Spannkraft wiederzugewinnen. Und aus einsamen Gebirgssiedlungen, aus unbekannten Fischerdörfern, aus weltverlorenen Wohnstätten mühsam um ihr Dasein ringender Menschen wurden Kur- und Erholungsorte licht-, luft- und gesundheitshungriger Großstadtmenschen, wurden Orte, in denen der Fremdenverkehr und die Fremdenindustrie der Erwerbszweig seiner Bewohner ist.

In einer Zeit wirtschaftlichen Aufblühens, vor allem aber im Zeichen von „Kraft durch Freude", jener Organisation, die auch Volksgenossen, denen bislang Reise und Erholung versagt war, in den Kreis der Reisenden einbezieht, hat der Fremdenverkehr,

Alle Krummhübler Schulkinder müssen im Heimathäusel Gäste und Touristen führen können. Deshalb wird Heimatgeschichte nicht in der Klasse, sondern in den Ausstellungsräumen des hübschen Häuschens gelehrt

haben jene Kur- und Erholungsstätten eine gesteigerte Bedeutung gewonnen. Und ihre Bewohner müssen gerüstet sein, den Fremden aus allen Gauen des Vaterlandes das zu bieten, was sie dort suchen: Erholung, Entspannung, Anregung, Freude am Schauen und Erleben. Dieses Gerüstetsein kann und darf sich selbstverständlich nicht nur auf eine behagliche Unterkunft und einen gutgedeckten Tisch beziehen, auch nicht nur auf die peinliche Instandhaltung der Kuranlagen. Gerüstetsein heißt hier, auch Gastgeber von Herzen und mit dem Herzen zu sein, der auch um die geistige Entspannung und Anregung seines Besuches bemüht ist, der da versucht, diesen den fremden Ort und die fremde Landschaft nicht nur mit den Sinnen, sondern auch mit der Seele erleben zu lassen.

Dazu ist notwendig, daß die Gastgeber zunächst einmal selber in ihrer Heimat „zu Hause" sind; daß ihnen die heimatliche und landschaftliche Eigenart, daß ihnen heimatliche Merkwürdigkeiten — alles Dinge, die ihnen zur kaum noch beachteten Gewohnheit wurden — als solche bewußt bleiben, um Mittler zwischen ihnen und dem Ortsfremden sein zu können. Und hier nun findet die Heimatschule das Wirkungsgebiet, das sie zu einem wichtigen Faktor im Kampf der Heimat um ihre Lebensbedingungen macht: sie gestaltet ihre Arbeit zu einem Erlebnis der Heimat, und sie setzt dadurch schon die Jugend instand, getragen von dem eigenen Erleben, auch dem Fremden ein Mittler dieses Erlebens zu sein.

Sie wird hierbei die Jugend nicht drillen, die Heimat wie ein Museum zu betrachten, auf dessen Kostbarkeiten der Besucher mit auswendig hergeleierten Redewendungen und ermüdend zusammengestellten Daten hingewiesen wird. Eigenes Kennen und Können und die Begeisterung für die Heimat werden den jugendlichen Führer stets die Form der Darbietung finden lassen, wie sie im Augenblick die richtige ist.

Jugend hilft den deutschen Menschen die Fremde erleben, Jugend, der die Heimatschule Sinn und Herz für die Heimat aufschloß.





Lehrer Wenzel hält ein fröhliches Kolleg in der Laborantenküche des Heimathäusels. „Wenn auch im Riesengebirge keine Arzneipflanzen mehr gesucht werden dürfen, — ihr müßt aber wissen, wie sie heißen, und wie sie aussehen. Sonst blamiert ihr euch vor den Gästen!"

Erich Kloß:

Das blühende Tor



Bedachtsam gehe ich den Gartensteig hinauf. Eine Flut von Licht, von Farben und Düften umgibt mich. Die Apfelbäume haben rosarote Ballkleider angelegt, und die Birnen und Kirschen tragen ein weiß-seidenes Festgewand. Kräftig leuchtet zwischen den Büschen das grüne Band des Steiges auf, und die zahllosen Gänseblümchen im Grase und die vielen kleinen Sonnen der Butterblumen nicken mir freundlich zu.

Freue dich! duften die Blütenzweige, die sich rechts und links in schönen Bogen herniederneigen; freue dich! jubelt die Grasmücke, die im Stachelbeerbusch ihr Nestchen hütet; freue dich, freue dich! klingt es aus dem kraftvollen Schlage des Buchfinks im Baum. Hoch oben schießen die Schwalben hin und her und zwitschern fröhlich, ringsum krähen die Hähne, auf dem Scheunengiebel klappert ein Storch, und hinter den Gärten, irgendwo über dem Feld, trillern Lerchen sonnenselig im Blau.

Und nun stehe ich unter den Blütenbogen, die die Maisonne wölbte, wie in einem Dom und lasse meinen Blick schweifen in das grünende, blühende Land. Und wie ich staunend stehe, wird mir das blühende Tor zum Symbol der Pfingsten: die Tage der Ostern, der Auferstehung, sind vollendet; das große Wunder ist geschehen, die alte Erde ist neu erstanden, und beglückt und froh schreiten wir durch das Tor der Pfingsten in den prangenden Sommer hinein. Und wie die Hoffnung leuchtet aus Busch und Baum, wie sie widerklingt aus den jubelnden Stimmen all, so ist auch unsere Lebensfreude, unser Glaube neu erwacht: das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!

Vor mehr als zwei Jahrzehnten war's, auch um die Pfingstenzeit. Da schritten zwei junge Menschen durch das prangende Land. War es die Liebe, die ihre Herzen bewegte? Die Wiesen, die Wälder, die Heimatflur erschien ihnen schöner denn je. Unverlöschlich prägte sich ihnen diese Wanderung ein, und jedes Jahr gingen sie seitdem zu Pfingsten den gleichen Weg. Und das stille Leuchten, das sie erfüllte, nahmen sie dann mit durch das ganze Jahr, und es erhellte ihnen manchen schweren Tag ...

Das ist der Segen der Heimaterde, die Kraft der Naturfreude. Doch nicht sentimental, nicht schwärmerisch wollen wir die Natur genießen. Wir wollen sehen, was ist. Wir wollen uns anregen lassen, die bunten und vielgestaltigen Erscheinungen, die uns rings umgeben, aufmerksam zu belauschen, zu beobachten und ihren tieferen Sinn zu erfragen. Wir wollen eingehen in die Wunder, die vernehmlich zu uns sprechen, wollen Zwiesprache halten mit der Natur und den Kräften nachspüren, die in allem und jedem wirksam sind. Dann werden wir doppelten Gewinn mit heimnehmen.

Immer spricht die Natur zu uns: in der Fülle des Sommers wie im reifen Herbst, in den Stürmen und Schauern des Vorwinters wie im weißen Kleid der stillen Zeit, im Vorfrühling, wenn ein leises Ahnen die Seele aufhorchen läßt und im Frühling selbst, wenn unsere Ahnung Gewißheit wurde. Wohl niemals aber ist ihre Sprache so eindringlich, so zuversichtlich, so hoffnungsfroh, wie im Mai, wenn sich alles freut, wenn nichts mehr zurückgeblieben ist von der Sorge und Not, die die vergangenen Monate dem Getier da draußen brachten, wenn alles erfüllte Sehnsucht ist. Darum preisen wir den Schöpfer, der uns die Pfingstzeit schenkte, und wir schreiten durch das blühende Tor mit einem neuen, starken Glauben.

— — — — — — — — — — —

Wir wandern, wie immer, durch die Wiesen zum nahen Wald, bis hin zum See. Immer wieder bleiben wir stehen und freuen uns über einen Busch am Wege, über das hohe Kraut, über einen schillernden Käfer, ein zierlich geformtes Blatt, einen schlanken Halm. Welche Vielfalt der Erscheinungen, welche Fülle von Einzelwesen! Und doch steht alles richtig an seinem Platz und fügt sich willig dem Ganzen ein: die Birke am Waldrande, die Erlen, die dem Graben folgen, der große Weidenbusch mitten in der Wiese, die gelben und weißen Blüten überall: ein großer, bunter, vielfarbiger Teppich das Ganze, reich getönt in unzähligen Abstufungen, kein Fleckchen dem anderen gleich, und doch alles eine einzige große Einheit bildend. So ungewollt das ganze, so natürlich



in seinem Wesen, leicht und ungezwungen folgend den großen Bildungs- und Wachstumsgesetzen der Natur, die der Mensch nur ahnen kann und an deren Ergebnisse der grübelnde und nachschaffende Menschengeist niemals heranreichen wird.

Wir schreiten über eine Bodenschwelle. Trocken und dürftig wird die Wiese, und doch entfaltet sie auch hier eine Fülle von Schönheit. Viele hellgelbe Habichtskräuter haben sich zusammengefunden, rotgelbe Wolfsmilch, braunroter Sandampfer, grauweißer Knäuel, und vereinzelt dazwischen die kümmerlichen Grasbüschel. Und nichts steht für sich. Eins fügt sich ins andere und klingt zusammen mit den Rufen der Vögel, dem Wehen des Windes, dem Glanz der Sonne. Die Schönheit jedes Halmes, jeder Blume gehört der Gesamtheit, die Kraft des Einzelnen ist die Kraft des Ganzen. Und so wird es immer sein in der Natur, überall. Und wenn unsere Erde einst erkaltet zu einem leblosen Stern, wenn ihre Schönheit zu Staub zerfällt, dann wird dieser Erdenstaub aufleuchten und verlöschen als Einheit in der Glut des Untergangs.

Und an noch eins erinnert uns das dürftige Pflanzenkleid der trockenen Wiese. Alles entspricht hier dem mageren Boden, dem geringen Wasservorrat. Klein und zierlich sind die Kräuter und Halme, schmaler die Blätter, saftärmer die Stengel. Tiefer reichen die Wurzeln hinab, die Rosetten drücken sich fest an den Boden, dichte Behaarung schützt wie ein Schirm vor den dörrenden Sonnenstrahlen und dem austrocknenden Wind. Wenige Schritte vorher große, saftstrotzende Blätter und hohe, fleischige Stengel, Riesenwuchs und Wohlleben und Fülle; hier Knappheit und Anspruchslosigkeit. Und doch weiß ich, daß es denen, die hier im Mangel leben, nicht schlechter geht als ihren Kameraden, die die Fülle quält. Es geht ihnen nicht schlechter, weil sie sich unterordnen höheren Gesetzen, die ihre Gestalt formen und ihr Schicksal bestimmen. Und so fühlen wir die große Einheit, die sich hier wie da unter dem Wechsel der äußeren Erscheinung verbirgt und die in allem auch für das Menschenleben Geltung hat.

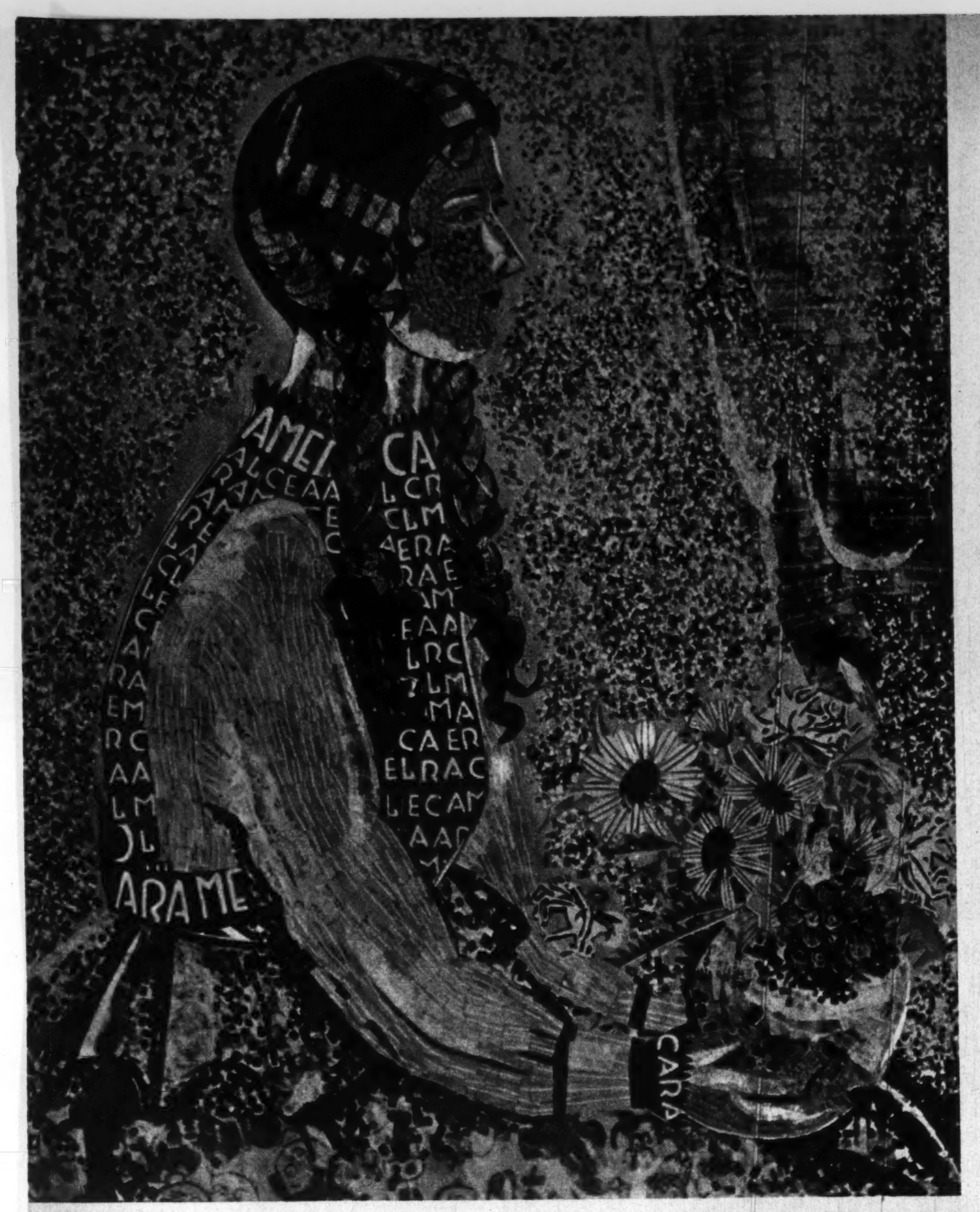
Und dann nimmt uns der Wald auf. Wie ganz anders ist die Wirkung der Sonne am Waldrande als im Waldesinnern, wie ganz anders unter schimmernden Buchen als im Halbdämmer des dunklen Fichtenhorstes! Doch auch hier immer wieder das Zusammenklingen zur Einheit, das jedem Landschaftsbilde Charakter und Schönheit verleiht. Die Sonne verschwindet. Der goldene Schein der zarten Blätter erlischt, und der Wald leuchtet wie von Innen heraus, wie aus sich selbst. Und doch ist es auch jetzt nur die Sonne, die Allmacht des Lichts, das allem Farbe und Leben gibt und dessen Kinder alle diese Wesen sind, ja dem auch wir Menschen unser Dasein verdanken. Ein schöner Gedanke, ein Kind des Lichts zu sein!

Hier hat der Mensch Bäume herausgeschlagen. Die Harmonie des Waldes ist zerrissen und zerstört. Das heimliche Leben, das sich sicher fühlte im dichten, schützenden Gezweig, ist geflohen. Wo blieben Hirsche und Rehe, Marder und Fuchs? Doch Mutter Natur ist barmherzig. Sie wird die Lücken ausfüllen und die Wunden heilen, die der Unverstand ihr schlug, sie wird ihre Kinder zurückführen ins verlorene Paradies.

Wohl dem, der sich sicher weiß im Schoße dieser Mutter; wohl dem, der sich noch fühlt als Kind der Natur! Dessen Herz wird still und groß und rein. Mag ihn das Leben hart anpacken — er wird immer eine Zuflucht finden...

Und darum: überhören wir nicht die Stimme der Allmutter Natur, die gerade in diesen Tagen vernehmlich zu uns redet, die uns ruft mit ihrem Pfingstschmuck! Folgen wir ihrem werbenden Locken, dann wird sie uns werden zum Symbol einer neuen Hoffnung, zu einem blühenden Tor, durch das wir freudig und zuversichtlich schreiten in ein schöneres Menschenland hinein.

Aufnahmen: Heidenstücker und Bittrich (Mauritius)



Mosaikarbeit einer Volksschülerin in Tokio

Kinder-zeichnungen aus Japan

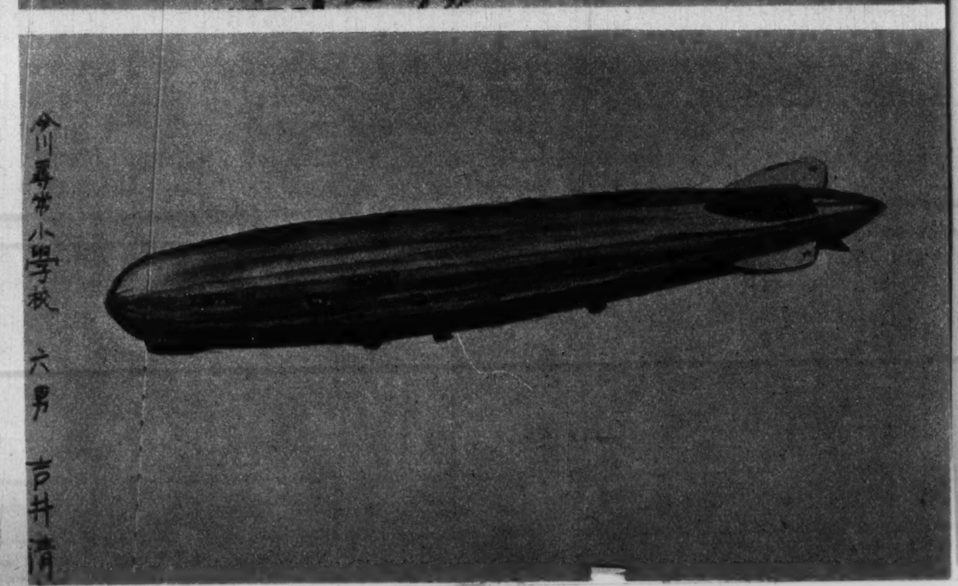
Von Ludwig Seng

Aufnahmen: Dr. Weskamp

Galoppierendes Pferd / Zeichnung eines 6 jährigen Knaben!

Vor kurzer Zeit waren an dieser Stelle zeichnerische Arbeiten unserer Kinder veröffentlicht, die besonders den Eltern Einblick gewähren sollten in das „Wie" und das „Was" des heutigen Zeichenunterrichtes und der damit verbundenen Beurteilungsweise der kindertümlichen bildhaften Sprache.

Im Zusammenhang damit begrüßen wir es freudig, einmal japanische Kinderzeichnungen vor uns zu sehen, die uns sowohl in der Aufgabenstellung als auch in der werktechnischen Darstellungsweise ungemein überraschen. Atmen doch manche Arbeiten das Wesen alter überlieferter japanischer Volkskunst, ja, man glaubt förmlich die sprichwörtliche Zierlichkeit und Anmut japanischer Wesensart in den feinen emsigen Kinderhänden zu spüren. Bei aller Feinheit der kleinen Einzelformen, wie z. B. in der „Mosaikarbeit" und der „Weinlese" ist trotzdem das Wesentliche der Themenstellung in der Gesamterscheinung, in der Bewegung und vor allem in der ungemein hohen



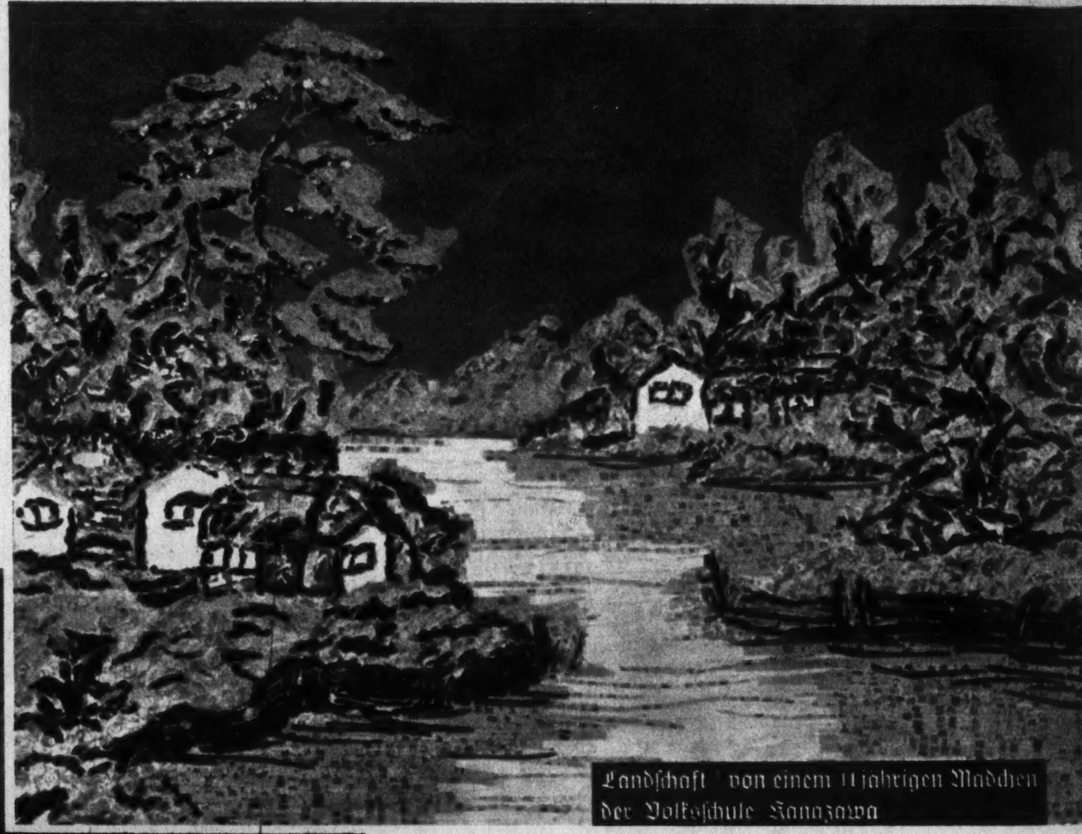
Graf Zeppelin / Zeichnung eines 10 jährigen Volksschülers in Tokio

kindlichen Ausdrucks- und Schöpferkraft nicht verlorengegangen. Die Weinlese feiern die Japaner ja als eines der vielen Blütenfeste mit inniger Naturschwärmerei, so wie in den japanischen Mädchenschulen auch Blumenbinden als regelrechtes Schulfach betrieben wird. Mit einer bewundernswerten Unbekümmertheit verwenden diese japanischen Kinder verschiedenfarbig bedrucktes Zeitungspapier für ihre Klebearbeiten. Erzielen sie damit nicht eine frappierende Wirkung in der schmückenden Art der Darstellung? Hier ahnen wir etwas von dem unerschöpflichen Reichtum japanischen Schmuckvermögens, wie er uns aus japanischen Hausgeräten, Textilarbeiten usw. bekannt ist.

Die Themenstellung aller Arbeiten ist durchwegs gegenwartsnahe und könnte ebensogut in deutschen Schulen vorgelegt werden. Neben der typisch japanischen Darstellungsweise der bereits erwähnten zeichnerischen Arbeiten überraschen die folgenden in der Verwendung uns ebenfalls geläufiger werktechnischer Zeichenmittel wie Farbe, Kreide und Kohle. Die Wirkung dieser Kinderzeichnungen ist vollkommen durch den Werkstoff bedingt. Die Wildheit der Kohlestrichführung im „galoppierenden Pferd" des sechsjährigen Knaben bringt doch das Feurige der Bewegung und das Ungezügelte des Pferdes erstaunlich treffsicher zum Ausdruck, eine Leistung, die man einem Kinde kaum zutrauen sollte. Tiefe Innigkeit und Zartheit einer kindlichen Seele schuf dieses „Mädchen mit der Puppe", gefühlsbetont erfaßt und in arteigener japanischer Anmut graphisch zum Ausdruck gebracht. Die Darstellung einer „Landschaft" eines elfjährigen Mädchens ist wirklich überwältigend und verrät zweifellos eine außergewöhnliche Begabung. Technik und Sport begeistern die japanische Jugend ebenso sehr wie die deutsche. Das „Plakat zum Herbstsportfest" löst in seiner Schwungkraft der Bewegung helle sportliche Begeisterung aus,



Weinlese von [illegible]jähriger Volksschülerin in Tokio



Landschaft von einem 11jährigen Mädchen der Volksschule Kanazawa

Mädchen mit Puppe von einer 11jährigen Volksschülerin in Tokio



Brauereiarbeit des 10jährigen Volksschülers Makoto Hori



Plakat für das Herbstsportfest des 15jährigen Schülers Tagoki

dabei einfach in der Darstellung, um so stärker aber in der werbenden Wirkung. Reizvoll im Raum verteilt gesellt sich dazu die eigenartige bizarre Form japanischer Schriftzeichen. Werbung für den Sport, auch durch die Schülerzeichnung, läßt die Vorfreude der Japaner ahnen auf ihr Sportereignis, auf die Olympiade 1940 in Tokio. Dem zehnjährigen Jungen ist bei dem Besuch des deutschen Luftschiffes in seiner Heimat wirklich nichts entgangen. „Graf Zeppelin" hat er in deutscher Schrift gezeichnet. In schweren, satten Flächen ist eine „Brauerei" entstanden, beide Arbeiten, Zeppelin und Brauerei, sind sorgfältiger, sachlicher Beobachtung entsprungen, ein Vorgang, der in der Regel erst bei älteren Kindern aufzutreten pflegt.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß viele der Arbeiten auch bei uns entstanden sein könnten, daß auch Japan aus seiner Verschlossenheit erwacht ist und eigengestaltende Kräfte entdeckt hat. Japan ist zur sicheren Pflege arteigenen Rassenwertes erwacht. Wie Deutschland im Herzen Europas hält sie Wacht am Stillen Ozean gegen den völkerverderbenden Bolschewismus. Dem Antikominternabkommen der beiden befreundeten Völker gesellt sich auch der Kulturaustausch, den seit langem die Japaner als Lehrlinge der Deutschen suchen. In diesem Sinne sind uns auch die Regungen der japanischen Kinderseele wertvoll.

Hilfe bei der Schularbeit

Wir wollen zusammen rechnen

Von Edmund Fischer

Im 4. Schuljahr werden die Kinder ins „schriftliche Rechnen" eingeführt. Auch dies kann für manchen Schüler zur Klippe werden, namentlich dann, wenn die Eltern sich nicht darnach richten, wie die betreffenden Aufgaben in der Schule geübt werden. Erklären nämlich die Eltern ihrem Kinde die Aufgaben ganz anders als der Lehrer in der Schule, so wird dieses durch die Verschiedenheit der Rechenweisen bald so verwirrt und unsicher sein, daß es schließlich überhaupt nicht mehr weiß, was richtig und was falsch ist. Und selbst wenn es sich in beiden Lösungswegen auskennen würde, ginge dies doch auf Kosten der Sicherheit und Schnelligkeit. Größte Sicherheit in der schriftlichen Beherrschung der Grundrechnungsarten ist jedoch die unerläßliche Voraussetzung für die spätere erfolgreiche Bewältigung des sogenannten Sachrechnens (der „eingekleideten Aufgaben").

Da nun manche Eltern der Meinung sind, es gebe für das Zusammenzählen, Abziehen, Malnehmen und Teilen nur einen einzigen Lösungsweg, nämlich den, den sie selbst in der Schule gelehrt bekommen haben, und infolgedessen mitunter ihrem Kinde im guten Glauben das schriftliche Rechnen erschweren, will ich an einigen Beispielen zeigen, wie verschieden manche Aufgaben gerechnet werden können. Ueber den (unterschiedlichen) Wert der einzelnen Lösungswege zu rechten, hat für die Eltern keinen Zweck; denn der in der Schule beschrittene Weg ist für das Kind *zunächst* immer der einzig zweckmäßige und brauchbare.

Für das Zusammenzählen gibt es ja überall den gleichen Lösungsweg. Bereits beim Abziehen scheiden sich jedoch die Geister. Neben der „Borgmethode", die den meisten Eltern von ihrer Schulzeit her bekannt sein dürfte, ist heute die vom kaufmännischen Rechnen übernommene „Ergänzungsmethode" vielfach üblich. In der Aufgabe

```
  728
− 245
  ---
  483
```

wird zunächst die 5 zur 8, dann die 4 zur 12 ergänzt. Das Ueberschreiten des Zehners wird sodann durch einen Punkt hinter der folgenden unteren Ziffer vermerkt. Der Punkt soll das Kind daran erinnern, daß es diese Ziffer beim Ergänzen um 1 erhöhen, in unserer Aufgabe also zuletzt 3 zur 7 ergänzen muß. Beim Malnehmen gibt es noch mehr Wege. Wir führen nur zwei von ihnen an, um den Eltern den Blick für die kleinen Unterschiede im Lösungsverfahren zu schärfen. Denn so unbedeutend diese Unterschiede auch sind, muß doch das Kind beim Erlernen der schriftlichen Multiplikation an eine ganz bestimmte, immer wiederkehrende Lösungs- und Darstellungsweise gewöhnt werden.

```
326 . 34        326 . 34
--------        --------
    1304         978
   978            1304
--------        --------
   11084           11084
```

Nicht einheitlich ist auch die Art und Weise des schriftlichen Teilens. Wir wollen an dieser Stelle nicht weiter darauf eingehen, raten aber den Eltern, die aus irgendeinem Grunde ihrem Kinde bei der Lösung der Rechenaufgaben helfen wollen oder müssen, nachdrücklich, sich vorher in dessen gedrucktem oder geschriebenem Rechenheft nach Musteraufgaben umzusehen oder sich nötigenfalls persönlich beim Rechenlehrer zu erkundigen.

1 1

4 · 17 = 68
9 · 17 = 153
6 · 17 = 102

3 · 17 = ?

Abbildung 1

Soviel auch vom 4. Schuljahr ab schriftlich gerechnet werden mag, bleibt doch das Kopfrechnen künftig gleich wichtig. Neben das kleine Einmaleins tritt bald auch das große. Folgende Spiele veranlassen das Kind, sich immer wieder mit den einschlägigen Aufgaben zu beschäftigen. Wir nennen zunächst das „*Große Einmaleins-Quartett*" (Abb. 1), das dem im Heft 4 der „Reichs-Elternwarte" beschriebenen Einmaleinsquartett im Aufbau und Spiel-

verlauf gleicht. Etwas schwieriger ist das „Große Einmaleinslotto". Bei vier Mitspielern braucht man 8 Lottokarten, von denen die 1. und 2., die 3. und 4., die 5. und 6. sowie die 7. und 8. stets in einer Hand sein müssen; denn die Karten 5—8 enthalten die entsprechenden Umkehraufgaben der Karten 1—4. Vgl. Abb. 2. Jedem Lottofeld entspricht ein Lottoplättchen, das auf der Rückseite zur Kontrolle beide Umkehraufgaben enthält (Abb. 3). Sieger ist, wessen Lottokarten zuerst kein freies Feld mehr aufweisen. Teilaufgaben im Bereich des großen Einmaleins enthält das „Große Einmaleinsdomino" (Abb. 4). Es gleicht dem früher beschriebenen Einmaleinsdomino.

Karte 1:

3·16	18·6	9·13
19·4	7·25	14·8
5·17	12·9	6·15
13·7	8·19	16·5

Karte 5:

17·5	9·12	15·6
7·13	19·8	5·16
16·3	6·18	13·9
4·19	25·7	8·14

Abbildung 2

48

Vorderseite

3·16 16·3

Rückseite

Abbildung 3

Spannender und lustiger ist jedoch das dem gleichen Zwecke dienende „Rechen-Kreisspiel". Vgl. Abb. 5. An diesem Spiel können 4 oder 2 Kinder teilnehmen. Jeder Spieler erhält 4 Kegel, deren Farbe bei jedem Kind anders ist. Einsatzstellen sind die mit 1—4 numerierten dreieckigen Felder. Es wird gewürfelt. Jeder Spieler darf nun nach jedem Wurf so viele Felder in der Pfeilrichtung vorrücken, wie er gewürfelt hat und wie die Lösung der Divisionsaufgabe beträgt, die er durch den Wurf erreicht hat. Ein Beispiel: der erste Spieler würfelt zu Beginn 3 und gelangt dadurch auf das Feld mit der Aufgabe 75 : 15; da die Lösung dieser Aufgabe 5 beträgt, darf er noch 5 Felder weiter vorrücken. Würde auf dem nun erreichten Feld oder auf dem Feld mit der Aufgabe 75 : 15 der Kegel eines anderen Spielers stehen, so gilt dieser Kegel als geschlagen und muß wieder aufs Ausgangsfeld zurück. Es ist deshalb von Vorteil, wenn man möglichst viele Kegel im Spiel hat. Sieger ist, wer zuerst alle seine Kegel rings um den Kreis gebracht und damit endgültig vor dem Geschlagenwerden gesichert hat. Spielvariationen: 1. Wer einen Kegel auf dem zuerst erreichten Feld geschlagen hat, darf bei diesem Wurf nicht weiter vorrücken. 2. Ein Wurf ist ungültig, wenn dessen Punktzahl zusammen mit der Aufgabenlösung mehr als 10 beträgt. Leicht lassen sich auch noch andere Spielabwandlungen ausdenken. In allen Fällen sollte ebenfalls dann ein Wurf ungültig sein, wenn das betreffende Kind die Aufgabe falsch ausrechnet.

6	117:13=

9	98:14=

Abbildung 4

Das Malnehmen im Kopfe wird gefördert durch das „Preis-Quartett". Man braucht hierzu 80 Quartettkarten. Abb. 6 zeigt, wie jede Karte beschaffen sein muß. Wer eine bestimmte Quartettkarte vom Nachbar erhalten will, nennt erst die Nummer der Quartettserie und dann die Aufgabe mit der richtigen Lösung. Wer eine Aufgabe falsch löst, erhält die betreffende Karte nicht.

Schwer fällt es vielen Kindern, sich die verschiedenartigen Maßbezeichnungen zu merken (z. B. 1 t = 1000 kg). Hier hilft das sogenannte „Sortenlotto". Für jeden Mitspieler rechnet man eine Lottokarte. Jede Karte enthält selbstverständlich andere Aufgaben. Wie eine Lottokarte beschaffen sein muß, zeigt Abbildung 7. Um eine Kontrolle zu ermöglichen, müssen auf der Rückseite der Lottoplättchen die entsprechenden Maßbeziehungen angegeben sein. Das Spiel erweist sich auch insofern als nützlich, als es dem Kinde die verschiedenen im Unterricht und Berufsleben gebräuchlichen Maßabkürzungen einprägen hilft.

Zu familien- und volkskundlichen Zwecken werden die Kinder in der Schule angehalten, alte Familienurkunden zu ergründen, alte Hausinschriften zu entziffern und sich mit vererbten volkskundlich bedeutsamen Gegenständen zu beschäftigen. Hierbei ist die

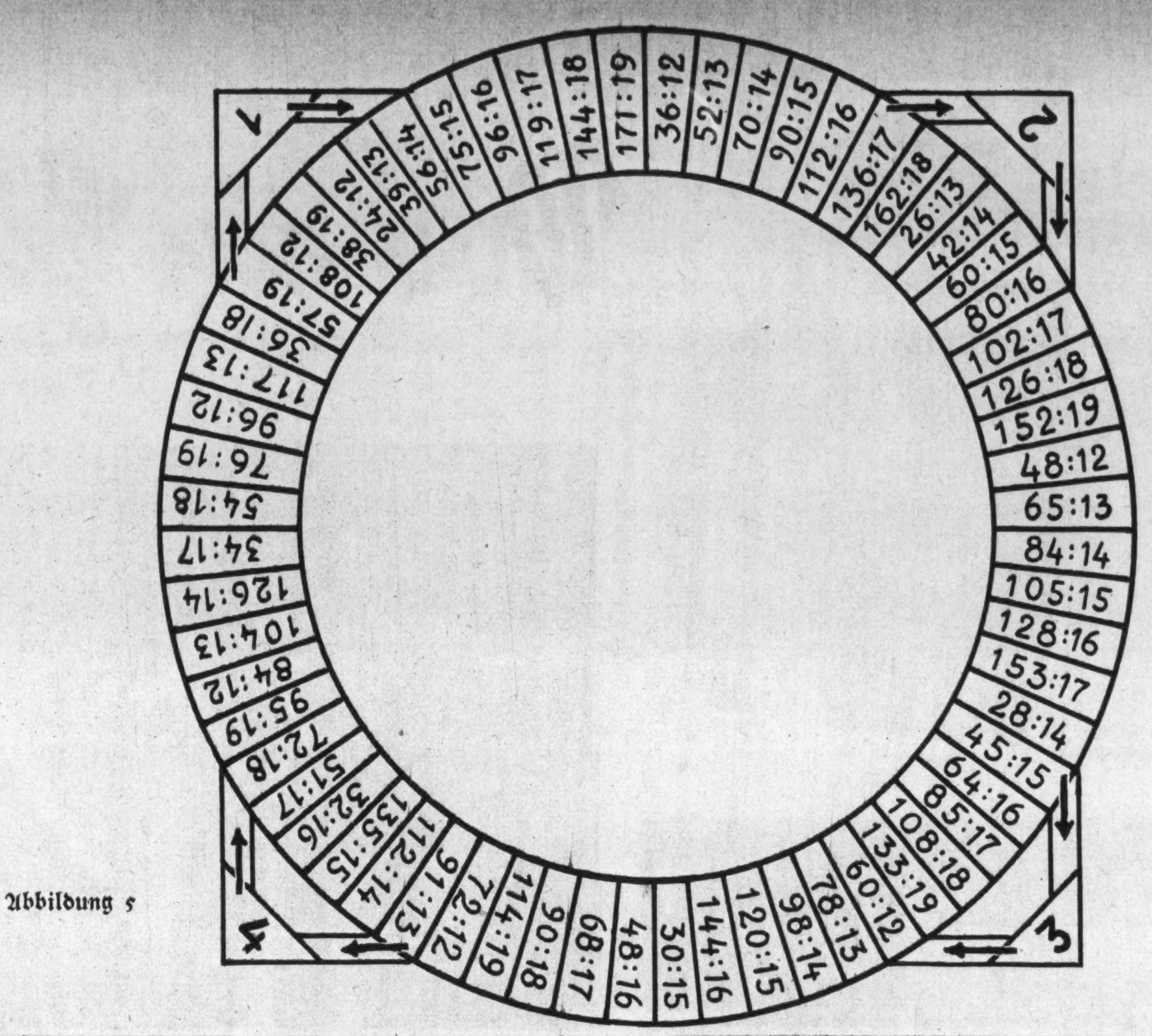


Abbildung 5

1 kg kostet 0,45 RM

3 kg	kosten	1,35 RM
8 "	"	3,60 "
5 "	"	2,25 "

Wieviel kosten

9 kg ?

Abbildung 6

Kenntnis der römischen Ziffern wichtig. Das als letztes angeführte „Römische Ziffern-Lotto" soll die Kinder zwingen, sich im Lesen römischer Ziffern zu üben. Jedes Kind bekommt eine Lottokarte. Die Lottoplättchen enthalten zu Kontrollzwecken auf der Rückseite die Aufgabenlösung. Damit bei den Plätt-

1 ha	10 mm	1 kg	100 qm
1 hl	1 Mdl.	60 Stck	1 kg
1 Std.	1000 m	1 Dtzd.	1000 ccm
100 a	1 qkm	1 cm	1 cbm

Abbildung 7

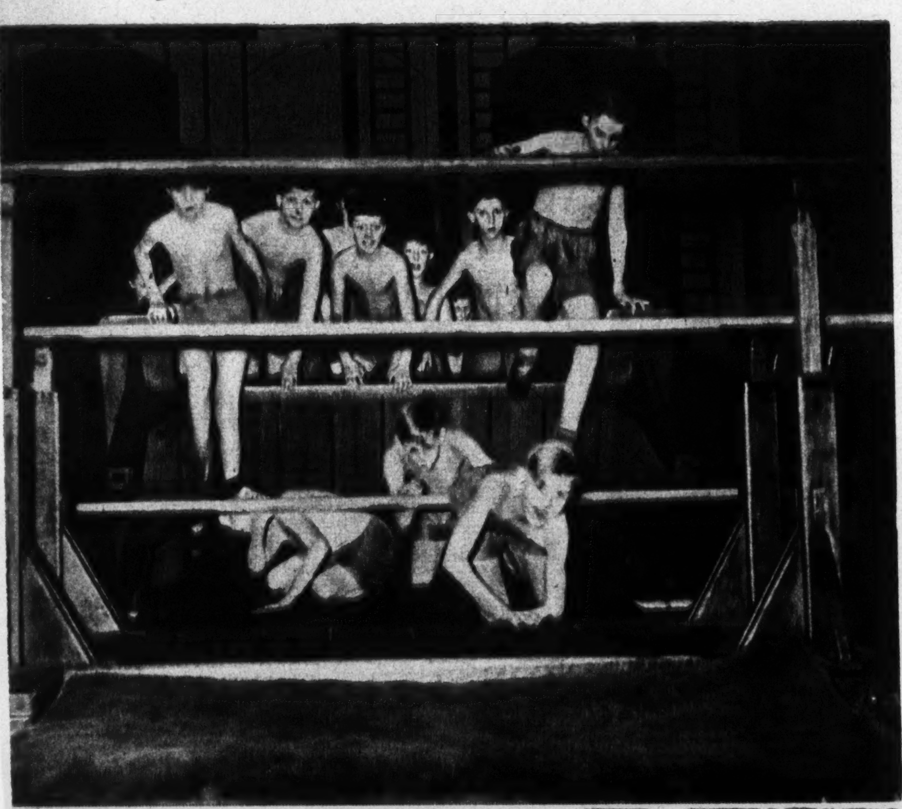
chen nicht die Vorder- und die Rückseite miteinander verwechselt werden, beschreibe man die Vorderseite stets mit roter Tinte. Abbildung 8 zeigt eine Lottokarte.

(I = 1, V = 5, X = 10, L = 50, C = 100, D = 500, M = 1000.)

LXXI	1748	XXIV
260	MCCCXIII	39
CCLX	17	XCI
1904	MCDVII	513

Abbildung 8

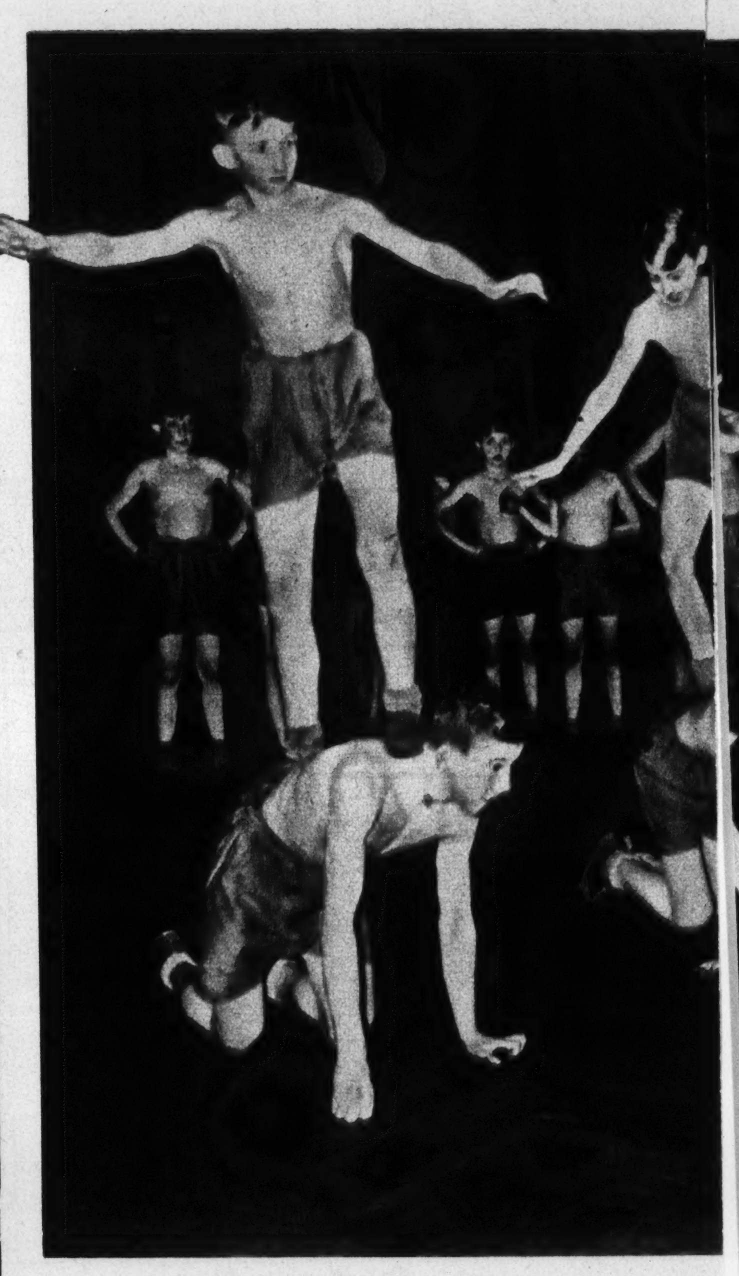






Vor ein Hinw

Von W



„Diesmal mußt Du aber mitkommen, Vater ...“

„Was gibt es denn?“

„Hier ist unser Programm, eine feine Sache, in
Jahr im Turnen wieder zugelernt haben.“ — —

Zwei Tage später finden wir Dieter mit seinen
Kameraden, die Eltern unter den Zuschauern, die sich
Geräteraum zu, hat ein kleines Schulorchester Platz

Der Anstaltsleiter, der mit einer kurzen Ansprac
rungen nicht nur einen Querschnitt durch den Schulturn
Eltern die Möglichkeit gegeben ist, sich einen eigenen
schaffen.

„Zu einem großen Teil wurde bis jetzt die leibe
darstellungen oder aber in Form von Wettkämpfer

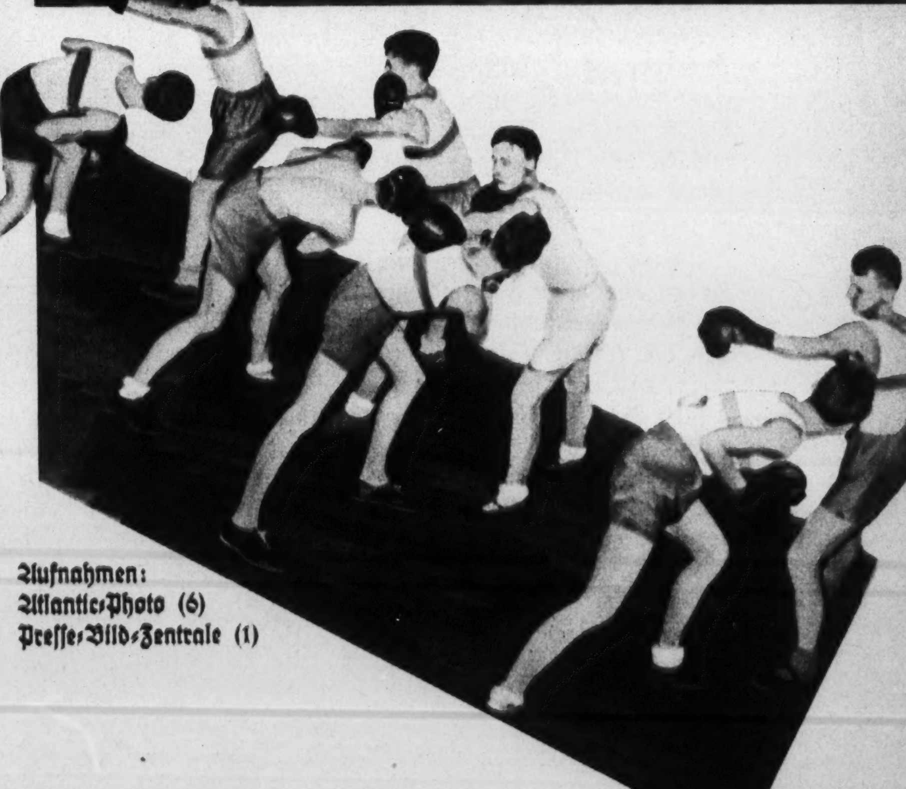
...weis gestellt

...W... Schnauck









..."

...in ...Stunden werdet Ihr sehen, was wir im letzten halben

...nen ...der Schulveranstaltung wieder, Dieter im Kreise seiner
...ich ...die Halle verteilt haben. In der einen Ecke, nach dem
...tz

...rach ...d eröffnet, betont, daß diese halbjährlichen Vorfüh-
...ur ...schlechthin darstellen, sondern daß damit vor allem den
...ner ...von den sportlichen Leistungen ihrer Kinder zu ver-

...ber ...Arbeit an den Schulen entweder in reinen Schau-
...ofer ...r Hauptsache aber für die Jugend selbst in Frage

Aufnahmen:
Atlantic-Photo (6)
Presse-Bild-Zentrale (1)

kamen, bisweilen der Oeffentlichkeit dargeboten. Hierbei fiel immer ein großer Teil der Jungen und Mädel aus, die sich nicht so recht dafür „eigneten". Es ist aber gerade notwendig, hin und wieder einmal alle Schüler und Schülerinnen einer Anstalt in ihrer Gemeinschaftsarbeit den Eltern und Erziehern in einem größeren Rahmen zu zeigen. Es kommt nicht so sehr darauf an, ob der eine oder andere diese oder jene Uebung beherrscht, als vielmehr auf seinen Einsatz. Immer wieder werden wir alle vor neue Aufgaben gestellt und dann fordert von uns das Leben schnelle Entschlußkraft, einen ganzen Menschen. Hierfür den Grundstock zu legen, ist unsere Aufgabe als Erzieher. Wir wollen die Jungen zu ganzen Kerlen erziehen, damit sie imstande sind, jegliches Hindernis zu überwinden. Um zu zeigen, wie wir es anpacken, haben wir die heutige Folge ‚Vor ein Hindernis gestellt' überschrieben."

Schlag auf Schlag nehmen die Vorführungen ihren Verlauf. Groß und vielseitig ist das Gebiet des Boden- und Hindernisturnens, dessen Wert darin liegt, daß es eine Kraft- und Geschicklichkeitsschulung von höchstem Ausmaß bildet, daß es aber auch eine unentbehrliche Mut- und Willensschulung darstellt.

Das Boden- und Hindernisturnen ist die natürliche Vorschule des Geländesportes jeder Art, ist aber auch die einzig richtige Vorschule für die Formen des Kunstturnens, die für eine sinnvolle Körpererziehung in Frage kommen.

Zunächst sind die Kleinen an der Reihe, sie beginnen mit ihrer Arbeit am Boden, dann geht es über niedrige Hindernisse hinweg. Immer schwerer werden die Aufgaben, immer schwieriger die Formen. Trotzdem schließt sich alles eng an den natürlichen Entwicklungsgang des Kindes an. Jeder Junge hat sich mit der ihm gestellten Aufgabe auseinanderzusetzen, die Bewegungen sind ihm im einzelnen nicht vorgeschrieben, sondern werden den wechselnden Situationen entsprechend selbst vom Kinde hervorgebracht. So wird Gelegenheit geschaffen, daß das Kind in steter Totalbewegung lernt, Rumpf und Glieder entsprechend dem natürlichen Kräfteverhältnis anzupassen. Eine Ueberanstrengung kann niemals in Frage kommen, da ja der Aufbau vom Leichten zum Schweren führt, so daß die Kräfte mit den größeren Anforderungen entsprechend wachsen können. Im Hindernisturnen steht nicht das Sportgerät im Vordergrunde, sondern die verschiedenen Lebensformen der Bewegung, die sich an den einzelnen Geräten und einer stets wechselnden Zusammenstellung derselben erarbeiten lassen.

Unsere Jüngsten finden sich vorerst einmal mit dem Boden ab, setzen sich im wahrsten Sinne des Wortes mit ihm auseinander. Und wer dieses fröhliche Völkchen bei seinen Rollen, Purzelbäumen sieht, wird zugeben, daß hier in der Spielform der Grund zu einem großen Bewegungsreichtum gelegt wird.

Dann kommen die niedrigen Hindernisse an die Reihe, hier werden nun alle Lebensformen erarbeitet, wie Unter- und Ueberkriechen, Unter-, Durch- und Ueberlaufen, Ueberspringen, Ueberrollen und Ueberwälzen. Kreidestriche, Matten, Seile, Schwebebäume und Kästen, dazu die Kameraden selbst als lebende Hindernisse, geben tausendfältig Möglichkeiten der Uebungsgestaltung. Mehr und mehr bildet sich das Gefühl für das Auseinandersetzen mit den Geräten heraus. Jetzt werden auch zum Ersteigen die Sprossenwände, Gitterleitern, Barren mit ungleich gestellten Holmen, Sprungtische als Hindernisse benutzt. Zum Ueberlaufen werden die Schwebebäume höher gelegt und zum Ueberspringen stehen Böcke, Kästen, Pferde, seitlich gestellte Barren, niedrige Recks, zur Verfügung.

Die „Großen" steigern die Schwierigkeiten weiter und passen sich damit immer mehr den Verhältnissen an, die sich ihnen in der „praktischen" Anwendung, dem Geländesport, bieten. Für sie kommt aber weiterhin noch das Boxen hinzu. Gerade der Faustkampf verlangt vom Ausübenden in erhöhtem Maße alle Tugenden, die ein Mann in sich vereinen soll. Härte, Mut, Willens- und Entschlußkraft, Selbstvertrauen, Ueberlegenheit in den schwierigsten Situationen. Boxen heißt Kämpfen, ganz gleich, ob für Jugendliche oder Erwachsene.

Wie oft findet man noch die Meinung vertreten, daß das Boxen ein „roher" Sport sei. „Das ist nichts für meinen Jungen" hört man da so manche Mutter sagen. Wenn sie bei diesen Schulvorführungen Einblick in die Boxkünste ihres Jungen erhalten, dann werden sie bestimmt ihre Meinung ändern, denn das Boxen hat nichts mit „Keilerei" zu tun, sondern ist eine saubere Schulung zur Selbstverteidigung. Da sehen wir die Jungen zunächst mit dem Medizinball arbeiten, blitzschnell wandern die schweren Bälle von Hand zu Hand. Auch hier heißt es, nicht nur eine kräftige Muskulatur, sondern ein sicheres Auge zu haben und sofort zu reagieren. Die Springseile helfen, den Körper aufzulockern, machen ihn kräftig. Und dann stehen sie sich mit den leichten Handschuhen bewaffnet gegenüber, immer zwei zu zwei. Unter Anweisung des Turnlehrers erfolgt Angriff und Abwehr, die stets miteinander verbunden sein müssen. Die Boxgeräte, wie wir sie kennen, sind vielfach praktisch ohne Wert für die Schulung des Boxens, sie können erst dann eingeschaltet werden, wenn die Haltung im Kampf und das zweckmäßige Zusammenspiel von Angriff und Abwehr beim Schüler eine Selbstverständlichkeit geworden sind. Der Schüler muß zunächst einmal mit der Kampfhandlung vertraut gemacht werden. Nach einer kurzen Einleitung, die die Fausthaltung, die Boxstellung u. ä. behandelt, lernen sie, sich an den Gegner zu gewöhnen. Hier können wir bereits die verschiedenen Temperamente der Jungen feststellen, hier zeigt es sich, ob ein Junge ein ganzer Kerl ist, und ob er imstande ist, irgend welche Hemmungen zu überwinden.

So wächst eine neue Jugend heran, erzogen von Lehrern, die den unerschütterlichen Glauben an die Idee in sich tragen. Ueberall, wo sich Gelegenheit bietet, der Jugend im vollsten Umfange des Begriffes Vorbild zu sein, steht die neue Lehrergeneration in vorderster Front. Sie lebt der Jugend das vor, was sie von ihr selbst fordert. Nur so kommt sie ihr nahe und schafft eine erfolgreiche Erziehungsarbeit im Sinne des Führers. Unsere Zeit braucht harte, entschlossene und widerstandsfähige Menschen, braucht den Typ des kämpferischen, des soldatischen, den Typ des politischen Menschen.



Lehrer lernen handwerken

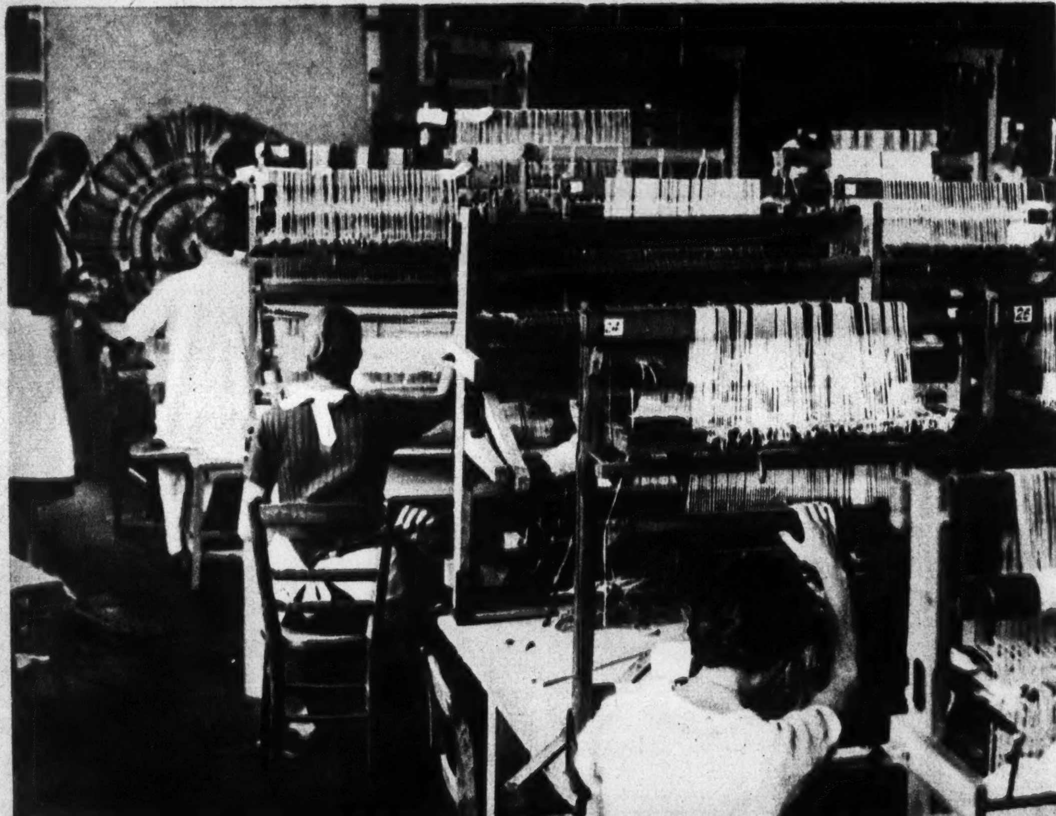
Von Dr. H. Hasek

Aufnahmen: Atlantic-Photo



Die Auffassung oberflächlicher und böswilliger Leute: im Berufe des Lehrers seien die Ferien, die Sonn- und Feiertage und die übrige freie Zeit die Hauptsache, „die paar Schulstunden" aber nur eine kleine Unterbrechung der Faulenzerei, hat niemals gestimmt. Und wenn ein Lehrer, gleich, ob er an der einklassigen Dorfschule oder auf dem Katheder einer Universität, seine Unterrichtsaufgabe ernst nahm, sind ihm „die paar Schulstunden" geradezu eine Erholung gewesen von der weniger sichtbaren und hörbaren, oft genug aber recht entsagungsvollen Arbeit, die er vor- und nachher zu leisten hatte. Auch Nebenämter, Ehren- und Frondienste, sind dem Lehrer zu allen Zeiten reichlich beschieden gewesen: als Professor saß er in Prüfungskommissionen und gelehrten Gesellschaften, als Kleinstadtlehrer werkte er Sonntags an der Orgel und Wochentags im Gesangverein oder im Heimatmuseum, als Landschulmeister betreute er neben dem Kantoramt oft genug noch die Stelle des Gemeindeschreibers. Die vielfältigen Liebhabereien deutscher Lehrer sind keine „Arbeit", werden wenigstens nicht als solche anerkannt und wollen ja auch von denen, die sie ausüben, nur als Liebhaberei verstanden werden; aber







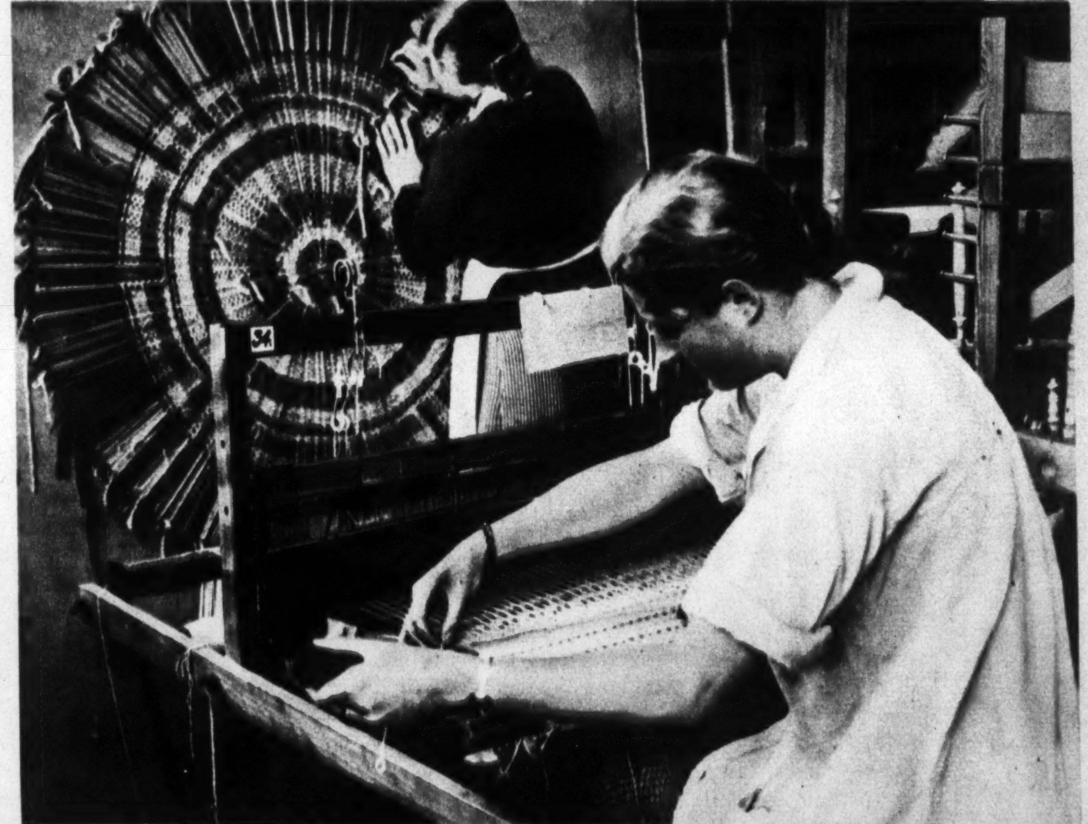
immerhin dürfen wir uns vielleicht daran erinnern, daß manche Baumschule, mancher Rosengarten, mancher Bienenstand eines fleißigen Lehrers seine Wirkung ausgestrahlt hat in der ganzen Dorf- oder Stadtgemeinde, ja, darüber hinaus in den Kreis der näheren und der weiteren Nachbarschaft. Schließlich verdient es bei solcher Gelegenheit immer wieder einmal ausgesprochen zu werden, was die deutsche Lehrerschaft aller Grade und Schularten für die planmäßige, wissenschaftliche Sammelarbeit des letzten Jahrhunderts in aller Stille und Bescheidenheit geleistet hat: unsere Mundartenforschung und besonders die Mundartengeographie, die Sichtung, Erhaltung und Pflege unserer Natur- und Kunstdenkmäler, die Vorgeschichtswissenschaft und die Volkskunde, die Systematik unserer heimischen Tier- und Pflanzenarten — alle diese älteren und neueren Unternehmungen der Wissenschaft sind ihren Helfern aus Lehrerkreisen tief und dankbar verpflichtet.

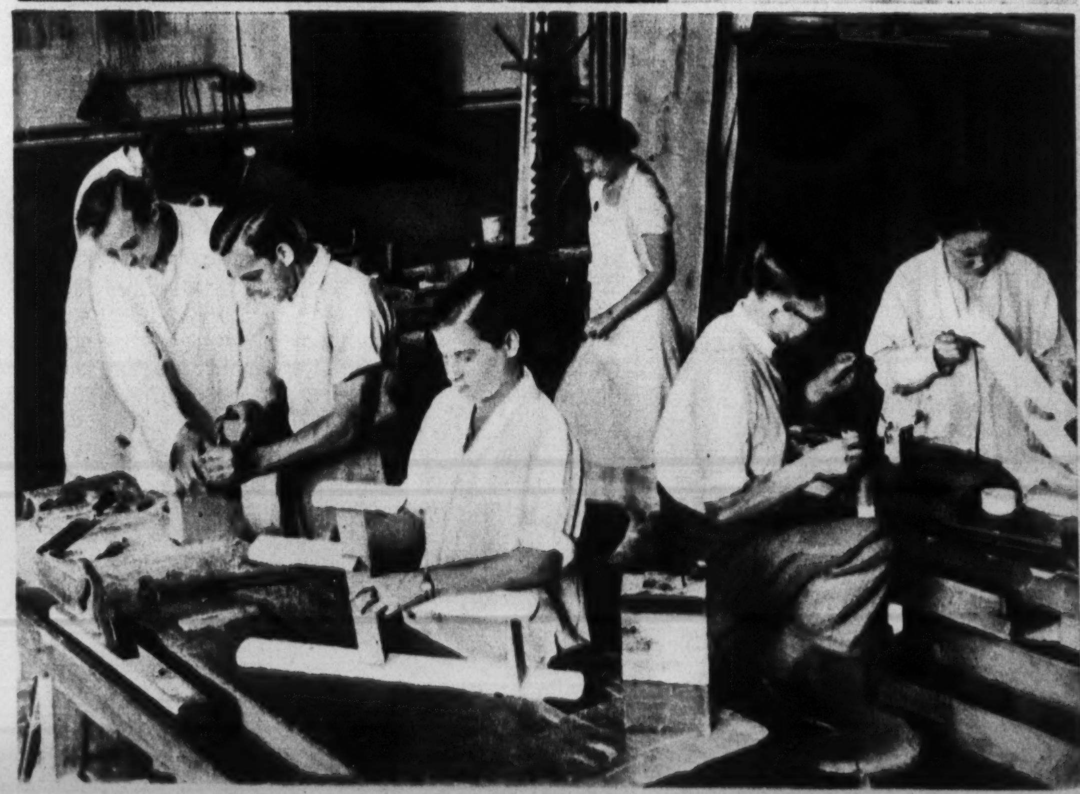
Zugegeben, daß es neben vielen Fleißigen und Ernsthaften, wie in jedem Berufe, auch unter den Lehrern immer Faulpelze gegeben hat und daß es sie noch gibt. Aber der Irrtum von der allgemeinen Bequemlichkeit der Lehrer aller Arten schreibt sich wohl eher von der Unterrichtsart her, die bis vor wenigen Jahrzehnten noch üblich war, und.. vom Schulbuch. Der Lehrer war der Vermittler eines vorgeschriebenen Wissensstoffes, den er aus dem ebenso vorgeschriebenen Schulbuch heraus seinen Schülern einzutrichtern hatte. (Ich weiß natürlich, daß ich hier karikaturistisch übertreibe und vereinfache; aber so sah es doch für den Schüler, für die Eltern und erst recht für Fernerstehende oft aus.) Der Lehrer übertrug S t o f f und außer den Elementarfertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens k e i n K ö n n e n. Als man eingesehen hatte, wie starr und langweilig diese Art von Schule war — sie war in der Dorfklasse beinahe so lebensferne wie in den Vorlesungen der Hochschule — schlugen die Lehrer ins genaue Gegenteil um: sie hätten am liebsten n u r noch Fähigkeiten, Fertigkeiten, Künste gelehrt und gar kein Wissen, überhaupt keinen Stoff mehr. Es wurde gezeichnet, gemalt, modelliert, gebastelt, es wurde gedichtet und

musiziert, um dieses schönen Tuns selber willen. Die Lebensferne blieb aber die Verfechter dieser neuen Schule waren fast stolz darauf, denn sie wollten „kindnahe" sein und schwärmten von der „Autonomie der Pädagogik" hier wie in andern erzieherischen Fragen. Die „Kinderpersönlichkeiten" und nebenher die Lehrerpersönlichkeiten hatten ihre großen Tage; jede Schule lebte ihr eigenes Leben oder wollte das wenigstens.

Die Schule des nationalsozialistischen Staates will bewußte Charaktererziehung sein — so bekommen Wissensvermittlung und Uebung von Fertigkeiten in der Schule ein neues Ziel. Der starken Betonung des Handwerklichen in der nationalsozialistischen Gesamtkultur entspricht die handwerkliche Ausrichtung des Handfertigkeitsunterrichts in der Schule. Das ästhetische Ideal wird vom nationalpolitischen abgelöst. Aus dem „künstlerischen" Lehrer wird und muß werden der handwerksgerechte, wie aus dem Volksbildner der Volkserzieher wurde und wird. Handwerksgerechter Handfertigkeitsunterricht aber verlangt vom Lehrer, der ja selbst kein Handwerker ist, eine neue praktische Schulung, unter nationalpolitischem und pädagogischem Gesichtspunkte, an verschiedenartigem Material und in den Techniken, die zur Herstellung von Lehrmodellen, Hilfsmitteln für den Anschauungsunterricht usw. nötig sind. Welch eine Entwicklungsreihe des Erzieherischen! Es war einstmals ein Riesenfortschritt, als man in der Schule von der Beschreibung zum Bild überging — nur, daß ärmere Schulen diesen Fortschritt recht unvollständig mitmachen konnten! Dann kam man vom Bild zum Modell; aber wieder blieb die Schule mit einer bescheiden ausgestatteten Lehrmittelsammlung hinter den Möglichkeiten zurück, sofern nicht elterliche Handwerkskunst zu Hilfe kam. Heute erzeugt der handwerklich geschickte und geübte Lehrer viele Lehrmittel im Werkunterricht mit seinen Schülern und leistet damit doppelte, erzieherische und unterrichtliche, Arbeit. Papier und Pappe, Holz, Metall und Glas werden verarbeitet. Plakate, geometrische, physikalische und geographische oder volkskundliche Modelle werden hergestellt: Zierschrift, Farben- und







formgebung wird geübt. Im Vordergrunde des Interesses steht bei Schülern und Lehrern, dem kämpferischen Geist und den technisch-sportlichen Neigungen entsprechend, der Bau von Segelflugmodellen in Pappe, Holz und Metall.

Nicht jeder Lehrer wird diesen handwerklichen Unterricht übernehmen können. Noch viel weniger aber wäre jede Schule imstande, sich einen hauptberuflichen Werklehrer für diesen Zweck zu leisten. Dann bliebe der Werk- und Handfertigkeits-Unterricht, der Gemeingut der Nation werden soll, auf einige wenige Großstadtschulen beschränkt. Darum veranstalten das Berliner „Deutsche Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht" und die Werklehrerseminare kurze Kurse für handgeschickte und als Bastler vorgeübte Lehrer. Aber selbst wenn jede Schule einen solchen hätte, könnte sie ihn nicht immer auf zwei bis drei Wochen entbehren und ihm die Gelegenheit zum Besuche eines Ausbildungslehrgangs bieten. Wieder wären dann gerade die kleinen Schulen auf dem Lande schwer benachteiligt. So tun sich mehrere Schulen in einem Kreise oder Schulbezirk zusammen und bringen das Opfer, einen ihrer Lehrer schulgerecht ausbilden zu lassen. Mit ihm entsteht ein Mittelpunkt für die weitere Arbeit: eine Arbeitsgemeinschaft, ein kurzer Lehrgang im Kreise selbst trägt die Anleitungen weiter. Ein neues Lehrerideal bricht sich Bahn. Und die Eltern haben schon heute kein Recht mehr, von der Lebensfremdheit des Lehrers zu reden, der gleich den Vätern am Schraubstock, an der Hobelbank und an der Bohrmaschine seinen Mann steht, wie er sich in der Schulstube als guter Kamerad ihrer Kinder erweist.

Gefahren der Sammelwut

Von Dr. Walter Herbert

Unsere Jungen sammeln die verschiedensten Dinge: Bilder, Pflanzen, Briefmarken, Käfer, Schmetterlinge und Auto-Länderzeichen. Meistens wird nur eine Art von Gegenständen gesammelt, also entweder Bilder, oder Käfer, oder Schmetterlinge.

Am häufigsten ist der Bildersammler. Wir treffen ihn überall, vom kleinsten Jungen aus dem ersten Schuljahr bis in die höhere Schule, ja sogar bei den Erwachsenen. Betrachten wir uns den jüngeren Bildersammler genauer.

Es scheint oft so, als ob der Junge von einer Sammelwut befallen wäre. Die Mutter weiß gar nicht, was sie mit den vielen Bildern im Hause anfangen soll. Dabei sammelt der Junge immer weiter, Vater und Bruder werden ständig um Bilder angegangen. Er bettelt vielleicht gar in den Geschäften. Die Eltern sind oft ungehalten und ärgerlich über die Sammelwut des Jungen.

Diese Sammelwut, die den Jungen offenbar gepackt hat, wird uns bald verständlich: Ein richtiger Junge kann nur schwer abwarten, bis er das gesuchte Bild vom Vater oder Bruder geschenkt bekommt. Denn das Kind lebt ja nicht nur daheim bei Vater, Mutter und Geschwistern, sondern es lebt wohl noch mehr — und gerade in bezug auf das Sammeln — in seiner außerhäuslichen Gemeinschaft, mit seinen Kameraden. Die aber sind ebenso eifrige Sammler wie er. Da lebt der Junge in einer Wettkampfluft, die wir umso leichter begreifen, je mehr wir uns unserer eigenen Kindheit erinnern können. Wenn wir bei einem Sportfest, beim Schulfest, beim gewöhnlichen Sport der Schule oder der HJ. zuschauen, dann möchten wir doch gerne, daß unser Junge nicht als Letzter durchs Ziel geht. Wir wollen, daß er sich anstrengt, daß er nach vorne kommt, daß er sich nicht abhängen läßt. Beim Sammeln ist der Junge genau im gleichen Zustand: Er will vor seinen Kameraden nicht zurückbleiben. Da muß er sich eben anstrengen, er muß sehen, daß er möglichst schnell seine Sammlung voll bekommt. Die Sammelwut ist also nicht gefährlich, wenn die Eltern darauf sehen, daß beim Erwerb der Bilder aber die Grenzen des Schicklichen eingehalten werden.

Gar oft erstreckt sich nun diese Sammelwut auf die verschiedensten Bilder. So liegen dann die unterschiedlichsten Sammlungen im Zimmer kunterbunt durcheinander. Auf dem Tisch liegen Sportbilder, auf dem Stuhl Kolonialbilder und auf dem Fensterbrett Geschlechterwappen. Wenn sich die Sammelwut so auf die Bilder verschiedener Sammlungen richtet, dann freilich sollten die Eltern eingreifen. Die Fortführung einer Sammlung kann großen Wert haben, mehrere Sammlungen jedoch zu gleicher Zeit sind nicht nur nutzlos, sondern sie zerstreuen das Kind und hindern eine ruhige und gesunde Entwicklung.

Mancher Junge hat nun nur eine Sammlung. Hunderte von Bildern werden immer und immer wieder betrachtet. Wie oft fragen sich die Eltern: was hat der Junge bloß davon, wenn er die Bilder alle betrachtet und sich erklären läßt? Nun, davon hat der Junge freilich keinen Nutzen. Dieser ungeheure Reichtum, der in einer solchen Sammlung steckt, ist vielmehr eine Gefahr für das Kind. Der kindliche Geist wird mit einer Menge von gänzlich wertlosen Bildern und Tatsachen überhäuft. Es ist alles in dem kleinen Kopf ungeordnet, wirr und achtlos nebeneinander aufgehäuft. Die Aufgabe der Eltern ist es, das Kind auf wirklich gute und wertvolle Bilder zu lenken und sein Interesse für solche Bilder zu wecken. Dabei kann uns die Tatsache behilflich sein, daß das Kind am liebsten die Bilder betrachtet, deren Inhalt ihm bekannt sind, von denen es etwas erzählen kann, besser solche Bilder, die dem Kinde etwas erzählen. Wir müssen also von dem Bilde etwas erzählen, es lebendig werden lassen. So wird z. B. das Bild „Wolgadeutsche auf der Flucht" ein Kind nur dann interessieren, wenn es von diesen Menschen auch Erlebnisse, Schicksale und Tatsachen erfährt. Auf diese Weise kann auch diese Gefahr des nutzlosen Versinkens im Vielerlei gebannt werden. So wird sich die „Wut" in dieser Richtung abstumpfen. Die Bilder werden nicht mehr wahllos durchgesehen, sondern das Kind wird immer an den Bildern hängen bleiben, die ihm am meisten erzählen.

Die Sammelwut ist also eine Tatsache, die weder bedenklich, noch ärgerlich zu sein braucht. Beim Erwerb der Bilder soll sich das Kind beherrschen und nicht betteln gehen. Wir müssen darauf sehen, daß nicht vielerlei, sondern nur eine Sorte Bilder gesammelt wird. Die gesammelten Bilder aber werden nicht wahllos betrachtet, sondern wir werden das Interesse des Kindes so lenken, daß aus dem Reichtum der Bilder solche herausgehoben werden, die der Beachtung und Betrachtung wert sind.

Der Sohn der Furcht

Roman von Möller-Crivitz

Inhaltsangabe des bisher erschienenen Teiles:

Edith Volkhagen, die Frau des Tierarztes in Kawitz, erfährt von dem Befund der Aerzte, daß sie keine eigenen Kinder haben kann. Mit diesem Urteil kann sie sich nicht abfinden, darum bestürmt sie ihren Mann, ein elternloses Kind als eigenes anzunehmen. Diesem Wunsche kommt ihr Mann auch nach. Er fährt bereits am nächsten Morgen mit ihr in ein Waisenhaus, wo Edith Volkhagen ihr Herz sogleich an einen kleinen Jungen verliert. Der Tierarzt stimmt der Wahl seiner Frau zu, muß dann aber nachträglich von dem Anstaltsleiter erfahren, daß man über die Herkunft dieses Jungen nichts genaues weiß. Es kann sein, daß der uneheliche Vater des Kindes ein Mordbrenner war, es kann aber auch sein, daß es eines Bauern Kind ist. So kommt der kleine Gerd ins Haus des Tierarztes. Die Stiefmutter weiß nichts von dem Verdacht; wegen ihres Herzleidens hält ihr Mann alles von ihr ab, was sie beunruhigen kann. Umso schärfer aber beobachtet er den heranwachsenden Jungen. Das richtet eine Kluft zwischen beiden auf, die ein Zueinanderkommen schier unmöglich macht. Zwar versuchen die Mutter, das alte Faktotum Daniel und eine kleine Freundin Ulrike manches auszugleichen. Sie vermögen aber nicht den Sinn des Vaters zu ändern. Mit zehn Jahren kommt Gerd auf die höhere Schule in Schwerin. Sein Vater hat den Lehrern aufgetragen, hart zuzufassen, wenn Gerd nicht parieren würde. Das verleidet dem Jungen die Schule. So kommt es denn, daß Gerd vor Abschluß die Schule verlassen will. Es kommt zu einer Aussprache mit seinem Vater. Und in dieser kommen sich beide endlich einmal menschlich näher. Das macht alle sehr froh, daß Gerd wieder Hoffnung faßt. Dies geschieht im Jahre 1918, dem Jahr des großen Elends unseres Vaterlandes. Auch die Klasse Gerds muß aufs Land, um die Ernte einzubringen. Ein dummer Zwischenfall will es, daß Gerd sich mit seinem Klassenlehrer überwirft. Die Folge davon ist, daß er von der Schule verwiesen wird. Nun wird er Banklehrling.

(6. Fortsetzung.)

Gerd ahnte etwas von ihrem natürlichen Denken, das ihm ihr ganzes Wesen und das fröhliche, lachende Herz offenbarte. Und er wußte, daß dieses liebe Herz nur für ihn schlug. Das machte ihn so stolz, so zuversichtlich, daß er auf seine früheren Klassenkameraden halb mitleidig, halb geringschätzig herabblickte. Für ihn gab es nur zwei Ziele: Ulrike und seine Zukunft!

Ja, ein Mann wollte er werden, wie Bankier Wildow, und dann, wenn die Luftschlösser sich aus ihrer nebligen Masse zu Gold und Stein geformt hatten, wenn sie unumstößliche, zweifellose Gewißheit geworden — dann — ja, dann würde er die schöne Ulrike in ein nur für sie hergerichtetes, für sie erkämpftes Heim führen wie seine Königin! Das war ihm Zuversicht und stolzer Traum. Und unter diesen Träumen wurden sogar die Zahlen lebendig, wurden die Briefe diesseits und jenseits der Meere zu schicksalsverbundenen Mächten, die bekämpft oder erhalten werden mußten.

Das waren Monate, in denen das alte Glück wiederkehrte in das stillgewordene Haus am Markt. Selbst der alte Daniel erwachte wieder aus seinem Brüten. Er schleppte das Bein nicht mehr so müde und hilflos nach. Er wollte seinem „Jungchen“ oder dem „jungen Herrn Filius“, wie er ihn neuerdings nannte, ebenso treu noch dienen können, wie er es seinem Herrn getan. Da sollte ihm kein Tag zu lang und keine Nacht zu dunkel werden, denn der junge Herr Filius hatte ihm nie gesagt, er hätte Anno 71 bei der großen Retirade vor Dijon fortlaufen wollen, und der Schuß in die Hacke sei seine Schuld!

*

Aber dann kam etwas, was alle Freude bald zerstörte, was wie mit rauher Hand hineingriff in dieses schöne Zusammenleben: Ulrike ging von Haus fort! Sie sollte eine Stellung in der Lübecker Gegend annehmen.

Als sie Gerd hiervon sagte, glaubte er, sein Herz bleibe stehen. Er biß die Zähne hart aufeinander. Sagen mochte er nichts. Ulrike schluckte ihre Tränen herunter und lächelte hilflos.

„Es geht doch nicht anders, Gerd. Sieh, mein Vater hat nur ein karges Gehalt. Davon sollen viele Münder gestopft werden. Jetzt ist Martha schon so weit, daß sie der Mutter zur Hand gehn und auf die Kleinen achten kann.“

„Gewiß, Rika, wenn auch. Aber warum denn gleich so weit von hier fort?“

Sie hob die Schultern.

„Mein Vater will es so. Aber sieh, Gerd, wir sind doch keine Kinder mehr. Du bist jetzt siebzehn. Einmal müssen wir doch voneinander gehen. Das heißt doch alles nichts. Du lernst weiter, um zum Ziel zu kommen, ich lerne eine gute Hausfrau zu werden. Und abends schreiben wir uns, was am Tage schön und wichtig war. Sieh, so bleiben wir ja doch immer einander nah.“

„Ja, gewiß, Rika. Aber fehlen wirst du mir sehr, glaub es mir schon. Ich weiß nun gar nicht, wohin ich Sonnabends und Sonntags gehen soll. — Bleib doch, sprich doch mit deinem Vater, Rika!“

Ulrike faßte seine Hand.

„Du mußt dir einen Freund suchen. Das wollte ich dir schon immer sagen. Sieh, bisher waren nur wir beide immer beieinander. Ich kann dir nicht alles sein im Leben, Gerd. Männer gehören unter Männer. Du mußt Freunde finden.“

Gerd schüttelte abweisend den Kopf.

„Ich brauche keine Freunde und will auch keine haben. Du bist mir genug, Rika.“

„Doch, Gerd,“ erwiderte sie leise, aber sehr bestimmt, „du brauchst Freunde und suchst sie auch. Ich weiß das! Aber einen ordentlichen Freund mußt du finden. Keinen dummen.“

Gerd runzelte die Stirn.

„Wir können doch nichts dagegen machen“, fuhr Ulrike fort, „mein Vater hat schon zugesagt, und am Montag in der Frühe muß ich abfahren. Ich werde ja bald auf Besuch kommen; sicher schon zur Weihnacht. Wir fahren Montag zusammen fort. Du bis Schwerin und ich“, sie atmete tief, „und ich noch viel — viel weiter.“

*

Nachdem Ulrike dann ihre Stellung angetreten hatte, stürzte sich Gerd mit noch größerem, ja blindem Eifer in seine Arbeiten. Aber nun fehlte ihm der Frohsinn, der ihm seine Pflichten bislang leicht erscheinen ließ.

Diese Veränderung war auch dem Bankier nicht entgangen. Darum versuchte er Gerd noch mehr in den Geist seines Geschäfts einzuweihen, um ihn auf diese Art ganz für sich zu gewinnen. Willig und anscheinend auch froh übernahm Gerd weitere kleine Pflichten, aber rechte Freude brachten sie ihm nicht. Wenn er des Sonnabends bei seinen Eltern saß, konnte er nicht mehr so lebhaft erzählen und planen wie bisher. Dann las er irgend etwas oder sann verloren vor sich hin. Wohl versuchte sein Vater ihn irgendwie zu interessieren, Gerd merkte auch auf, wenn der Vater, ernst, wie es seine Art war, mit ihm sprach, aber ganz war er nicht dabei. Ihm lag die vortragende Art seines Vaters nicht. Auch seiner Mutter gelang es nicht immer mehr, ihn so unbekümmert und froh zu machen, wie einst. Sie ahnte wohl, daß ihrem Jungen die Freunde fehlten.

Darum hatte sie ihn schon oft angeregt, sich Gleichgesinnte zu suchen oder sich seinem Vetter Hans mehr als bisher anzuschließen. Doch dann hatte Gerd nur ein abweisendes Gesicht. Er verstand sich mit Hans nicht, viel weniger aber mit den anderen jungen Leuten, obschon er wußte, daß man Freunde suchen muß, wenn man sie erreichen will.

*

Der Mutter Herzleiden hatte sich verschlimmert. In letzter Zeit stellten sich öfter Atembeschwerden ein, die Ernstes befürchten ließen. Sie kämpfte beharrlich gegen die tückische Krankheit an und versuchte, ihren Mann zu beruhigen. Aber der sah mehr, und er

wußte, daß die Zeit nahe sei, wo seine liebe Frau die Kraft nicht mehr hatte, sich zu wehren. Das machte ihn traurig, um so mehr, weil er keine Hilfe sah. Aengstlich hielt er alle Aufregungen von ihr fern. Damit aber tat er Edith manchmal weh. Sie mochte nicht an die Schwere ihres Leidens glauben und meinte, ihr Mann sorge sich unnötig um sie.

*

Die erst so jubelnden Briefe, die Gerd an Ulrike geschrieben hatte, wurden alltäglicher und auch seltener. So kam es, daß nur noch alle 14 Tage ein Brief gewechselt wurde. Es wunderte sie beide nicht; die Umgebung verwischte langsam manches, was früher so lebendig war. Dazu kam die ganze Trostlosigkeit seines Berufes, für den Gerd, wie er immer mehr erkannte, doch keine Neigung besaß. Von der einstigen Begeisterung war nichts übrig geblieben. Jetzt wußte er auch, daß es einen Fehlgriff für ihn bedeutete, das Bankfach eingeschlagen zu haben. Aber hiervon mochte er seinem Vater nichts sagen. Der würde ihn ja doch nicht verstehen können! So tat er denn seine Pflicht, aber nicht mehr.

Einmal war Ulrike wenige Tage in Kawitz zum Besuch gewesen. Da hatten die beiden jungen Menschen sich zuerst befangen angesehen und lange aneinander vorbeigesprochen, bis sie den alten Ton wiederfanden. Aber als sie sich dann wiedergefunden hatten, mußte Ulrike zurück. Von da an begann Gerd noch stiller und einsilbiger zu werden.

*

Dieser Druck auf seinem Gemüt aber wurde endlich genommen. Gerd hatte in Schwerin einen Freund gefunden. Johannes Stahmer. Er war Hilfsarbeiter bei der Postdirektion und bereitete sich auf die Beamtenlaufbahn vor. Sein Vater war in einer nahen Mittelstadt Postmeister.

Die Reife des um fünf Jahre Aelteren hatte Gerd schon bei der ersten Begegnung so für ihn eingenommen, daß er den Abend kaum erwarten konnte, wo sie sich trafen und Spaziergänge miteinander machten.

Hin und wieder gesellte sich auch Hans Bandlow zu ihnen. Gerd sah es aber lieber, wenn er das nicht tat. Ihm war das Streberhafte an seinem Vetter unsympathisch. Obschon Hans erst 17 Jahre alt war, stand er schon vor dem Abitur.

Nein, Johannes Stahmer gefiel dem robusten Gerd besser. Mit ihm konnte er sich über die vielen Fragen und Beziehungen zum andern Geschlecht, die ihn stark beschäftigten und beunruhigten, aussprechen. Hans Bandlow war hier immer so zurückhaltend, so vorsichtig. Johannes Stahmer dagegen ehrlich und offen, dabei nie unfein, wenigstens nach Gerds Empfinden.

Fast jeden Sonntag, oft zuweilen auch an schönen Wochentagabenden besuchten die beiden Freunde die vielen Ausflugsorte um Schwerin. Manchmal führte Johannes Stahmer ihn auch in Kaffeehäuser, wo es hoch herging. Dahin mochte Gerd ihm anfangs nicht folgen, aber bald verschwand auch diese Scheu. Johannes Stahmer war gewandt, ja Kavalier genug, um Gerd auch hier zu imponieren.

*

An einem schwülen Augustabend saßen beide wieder einmal im Garten eines sehr besuchten Restaurants im Schloßgarten von Schwerin. Johannes Stahmer sprach angeregt von Frauen, leichtfertig, spielend, wie das schon mal seine Art war.

An einem Nebentisch saßen mehrere Bekannte mit jungen Mädchen. Hin und wieder wechselte schon die Unterhaltung von hüben nach drüben, bis man sich entschloß, die Tische zusammenzurücken. Johannes Stahmer übernahm gewandt die Vorstellung. Es waren drei junge Verkäufer, die ihre Freundinnen mitgebracht hatten.

Besonders fiel Gerd eine schlanke Brünette auf, die vielleicht 18 Jahre alt sein mochte. Ihr Gesicht wirkte in der Dämmerung sehr anziehend. Sie hatte interessante, ausgesprochene Züge, dunkle, sehr lebendige Augen und einen feingeschwungenen Mund. Einen Augenblick lang sah sie Gerd prüfend an, dann aber reichte sie ihm lebhaft die Hand.

Zuerst war Gerd verschüchtert, was den andern der Tischrunde viel Spaß zu machen schien. Besonders der Freund der Liesel schien Gefallen daran zu finden, Gerd in Bedrängnis zu bringen.

Während die jungen Leute sich angeregt unterhielten, wußte das junge Mädchen Gerd bald ganz für sich in Anspruch zu nehmen. Sie erzählte ihm, daß sie aus Hamburg sei und vorübergehend bei einer Tante zu Besuch weile. Sie finde Schwerin zwar nicht so abgeschmackt wie viele Mittelstädte, auch nicht durchaus langweilig, aber gegen Hamburg sei es doch ein reines Dorf! Das wollte Gerd nun nicht zugeben. Er rühmte den herrlichen See, den großen Schloßgarten, die Promenade und vor allem die schönen Wälder der Umgebung. Nicht zu vergessen aber sei das Museum und besonders das Theater. Das könne doch sicher mit den Bühnen Hamburgs konkurrieren, meinte Gerd naiv.

Nun, konkurrieren sei sehr viel gesagt, erwiderte das junge Mädchen ein wenig überlegen. Sie habe einige recht nette Aufführungen gesehen. Gewiß, die Bühne sei geschmackvoll, die Kräfte an ihr sicher auch beachtenswert. Aber es fehle ihr doch eben jenes Große, was nur die Bühnen von Weltruf auszeichne.

„Wissen Sie, Herr Volkhagen, es ist das Grandiose, das erhebt und zugleich niederdrückt, das begeistert und uns in Taumel versetzt. Das fehlt mir an dieser Bühne. Ich glaube, sie ist zu breit, zu sehr auf das Niveau der Kleinstadt eingestellt. Kurz: sie ist reichlich unmodern!"

Da meinte Gerd versichern zu müssen, daß die Mecklenburger keine geringen Ansprüche an ihr Theater stellten. Hier werde die Klassik in einer so vorbildlichen Weise gepflegt, wie es selten anzutreffen sei.

„Meinen Sie?" erwiderte die Brünette ein wenig pikiert. Als sie Gerds hilfloses Gesicht sah, ließ sie sich aber herab, doch zuzugeben, daß er damit, wenn auch nur sehr bedingt, recht haben könne. „Aber", fuhr sie gewandt fort, „ist das denn heute so erstrebenswert? Sind es nicht andere Fragen, die uns junge Menschen von heute bewegen, als die schönen Wortmalereien der Klassiker? Sehen Sie, das ist es, was ich vorhin schon sagte, man ist hier in Schwerin nicht modern. Haben Sie denn übrigens je Strindberg, Wedekind, Schnitzler oder Klabunds ‚Kreidekreis' hier gesehen?"

Das mußte Gerd verneinen. Er betonte, daß die gesellschaftliche Stellung, mehr aber noch die Bodengebundenheit es dem Bürger verbiete, der neuen Richtung bedingungslos zu folgen. Und sei diese Abwehr gegen die Moderne nicht gerade das, was Schwerin, wie überhaupt die Mittelstadt, auszeichne?

Das glaubte das junge Mädchen nun wieder nicht. Im Gegenteil, meinte sie, darin sei ja gerade die große Gefahr zu erblicken.

„Es wird unter der Oberschicht fortgesetzt brodeln, weil es sich nie natürlich entladen kann. Einmal wird der Geist des Modernen sich ja doch durchgesetzt haben. Und dann? Ist es dann nicht vielleicht schon zu spät? Ist das Unheil dann nicht schon so groß geworden, daß es kaum eine Möglichkeit mehr gibt, sich vernünftig zu entladen und ruhig auszugleichen?"

So und ähnlich sprachen sie mit großen Worten über allergrößte Probleme und wußten beide nicht, daß ihr Gespräch weit über eigenes Denken hinausging. Es war auch nur ein kokettes Spiel mit Worten, das das junge Mädchen bewußt führte und das Gerd bezauberte.

Er war so begeistert von ihr und ihrer Ausdrucksweise, daß er, ohne auf ihren Freund Rücksicht zu nehmen, sie bat, ihm bald wieder einmal die Gelegenheit eines so regen Gedankenaustausches zu geben. Da sah sie ihn einen Augenblick lang fragend an und wandte sich dann — ein wenig zu laut, wollte es Gerd dünken — an ihren Freund

und verriet dem Gerds Bitte. Der aber lachte und meinte, es sei ihm nichts daran gelegen, wenn Gerd an der gegenseitigen Freundschaft „partizipiere". Es war Gerd sehr unangenehm, wie dieser junge Mann seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem jungen Mädchen zum besten gab. Er setzte sich aber darüber hinweg, war es ihm doch die Hauptsache, daß er Gelegenheit fand, sie bald wiederzusehen und mit ihr zu sprechen.

Als Gerd nachher mit Johannes Stahmer nach Hause ging, wußte er nicht genug zu erzählen von der Gedankenschärfe dieses jungen Mädchens. Der Freund ließ ihn aussprechen. Erst vor dem Hause, in dem Gerd wohnte, sagte er: „Weißt du, Gerd, das Frauenzimmer gefällt mir nicht. Sie hat sicher zuviel gelesen. Die paßt nicht zu dir, der du alles viel zu schwer nimmst. Merkst du denn nicht, daß sie mit allen hochtrabenden Gedanken nur ihr durchsichtig Spiel mit dir treibt?"

Darüber wurde Gerd sehr ungehalten. „So mußt du nicht über sie sprechen, Johannes. Ich finde das wenig vornehm von dir."

Der lachte und bot ihm das Zigarettenetui.

„Laß es dir von mir als dem Erfahreneren sagen, Gerd. Ich will dein Freund nicht sein, wenn sie nicht doch ein leichtfertiges Ding ist."

„Gute Nacht", erwiderte Gerd schroff und wandte sich ab. In der Haustür drehte er sich noch einmal um und setzte bitter hinzu: „Du solltest nicht über jede Frau so urteilen, Johannes. Das verträgt unsere Freundschaft nicht."

*

Seit diesem Abend kam ein fremder Ton in das Freundschaftsverhältnis zu Johannes Stahmer.

Zwar trafen sie sich noch, machten auch noch Spaziergänge, aber Gerd war nicht mehr der gleiche wie früher. Er machte scharfe Einwendungen gegen die Auffassungen seines Freundes, die er früher hatte gelten lassen. Aber sein Urteil kam nicht aus guter Meinung, es war Widerspruch um jeden Preis.

Johannes Stahmer tat es leid, wenn er erkennen mußte, daß Gerd nur Zwist suchte, besonders aber dann scharf und abfällig wurde, wenn er die Beziehungen Gerds zu dem jungen Mädchen erwähnte.

„Du siehst das Mädel durch rosig gefärbte Gläser, Gerd. Das ist gefährlich für dich, glaub' es mir nur. Hast du denn nicht längst herausgefunden, daß ihr gar nicht so sehr an ernsten, wertvollen Gedanken liegt? Sie schleppt dich Abend für Abend in teure Nepplokale und läßt sich von dir freihalten."

„Ach, das ist ja Unsinn, was du da über sie sagst, Johannes. Das Mädel ist nicht ohne Geist und keineswegs ordinär. Das muß ich doch am besten wissen! Ihr Urteil ist schlagfertig und sehr gesund. Oder hältst du mich wirklich für solch einen Trottel, daß ich blind alles glaube?"

„Na, hör mal, Gerd, das ist aber wirklich das erstemal, daß ein Mädel von 18 Jahren, das Nepplokale liebt, sachlich und gesund urteilen kann und wirklich nachdenken soll. Ich ärgere mich, wie sie dich am Gängelband führt. Jawohl, Gerd, das ärgert mich. Es ist mir, weiß Gott, nicht gut genug, daß sie an deiner Seite noch andere junge Leute anlacht. Reg' dich nur nicht künstlich auf. Ich habe es mehr als einmal selbst gesehen. Merkst du denn gar nicht, mit welchen Augen sie den Markwardt ansieht? Sie verhimmelt ihn ja bald, diesen geckenhaften Ladenjüngling."

Gerd lachte unfrei.

„Einbildung von dir, Johannes. Ich sage dir, sie mag diesen Laffen nicht. Schon ein paarmal hat sie mir selbst gesagt, daß Markwardt sie mit herausfordernden Blicken geradezu belästige. Ich werde bei nächster Gelegenheit einmal recht deutlich mit ihm sprechen. Darauf kannst du dich verlassen."

„Es fehlt nur noch, daß du ihm deine Karte und ein paar Sekundanten auf die Bude schickst", höhnte der Freund. Er sah ein, daß es nutzlos war, Gerd schon jetzt von diesem Mädchen abzubringen. Wenn ihm denn nicht zu raten war . . .!

Sie gingen eine Zeitlang schweigend nebeneinander. Plötzlich blieb Johannes Stahmer stehen. Lange sah er Gerd an, versuchte ihm in die Augen zu sehen. Doch Gerd wich seinem Blick aus. Dann sprach der Freund, langsam, vorsichtig.

„Junge, wir sind doch immer so gute Freunde gewesen. Soll denn ein Frauenzimmer uns wirklich auseinanderbringen können? Du hast doch ein liebes Mädel, die Ulrike — — Ist schon gut, Gerd, wir wollen ihren Namen aus diesem Zusammenhang lassen. Ich weiß nun nicht, Gerd, kann ich heute auch noch so mit dir sprechen wie vor wenigen Wochen?"

Gerd machte eine unwillige Bewegung.

„Sprich nur, Johannes. Ich habe gegen dich sonst gar nichts. Nur kann ich es nicht leiden, daß du in solchem Ton von Liesel sprichst. Du tust ihr unrecht und kennst sie nicht einmal."

„Also gut, erledigt. Reden wir möglichst wenig von ihr. Hoffentlich kommt die Zeit bald, wo du sagen kannst, es ist eine Episode gewesen. Punktum! — Etwas anderes liegt mir auf dem Herzen. Seit den letzten drei Wochen besucht ihr abends oft teure Restaurants. Auch im Theater warst du wiederholt mit ihr. Gerd, eine Frage: Stimmt es, daß du ihr verschiedene recht teure Geschenke gemacht hast?"

„Ich denke, es wäre meine Angelegenheit", brauste Gerd auf.

„Natürlich ist das deine eigene Sorge. Aber ein kleines Wort darf ich doch darüber verlieren, nicht? Oder irre ich da?"

„Wenn es kein Hohn auf Liesel sein soll, darfst du danach fragen. Es stimmt so, Johannes."

„Es liegt mir ganz fern, über sie noch viele Worte zu verlieren. Junge, die ist es mir wirklich nicht wert, daß ich mich mit dir herumstreite. Aber eine zweite Frage. Glaub mir, sie fällt mir nicht leicht. Sag mir offen, woher hast du das viele Geld?"

Gerd wurde bleich. — Das war es ja, was ihn so unfrei gemacht hatte, was ihn scheu und gedrückt bleiben ließ: er hatte Geld aus der ihm anvertrauten Kasse genommen! Anfangs handelte es sich nur um die „herausgewirtschafteten" Ueberschüsse und Mankogelder, über die keine Kassenbelege vorhanden zu sein brauchen. Als die aber nicht ausreichten, mehr und mehr. Immer den einen Gedanken festhaltend, von seinem Taschengeld den Fehlbetrag am nächsten Ersten wieder beizulegen. Aber dabei blieb es. Das junge Mädchen verursachte weitere, kostspieligere Aufwendungen. Gewiß, er selbst hatte oft bremsen wollen, aber wenn sie ihn dann mit ihren dunklen Augen so bettelnd ansah, konnte er nicht anders, als ihr dieses oder jenes, was ihr Herz begehrte, zu kaufen.

Gerd sah die ängstlichen, forschenden Augen des Freundes auf sich gerichtet. Fast überkam ihn die Angst und ein Ekel vor sich selbst.

„Wenn dir irgendein Betrag fehlt, Gerd, so nenne ihn mir. Wenn ich es allein nicht kann, wird mein Vater ohne weiteres aushelfen. Mach bloß keine Dummheiten, Gerd, hörst du? Bloß keine Dummheiten wegen dieses Mädels!"

Die Stimme des Freundes klang so ernst, daß Gerd schlucken mußte. Doch dann riß er sich zusammen. Was ging diesen Menschen, der immer rechthaberisch über ihn befehlen wollte, eigentlich sein Privatleben an? Diese — — ja, diese Arroganz ärgerte ihn schon lange. Seine Antwort klang darum schneidend.

„Ich weiß wirklich nicht, ob unsere Freundschaft dir das Recht gibt, einen solchen Verdacht auszusprechen. Unter diesen Umständen ziehe ich es vor, meine eigenen Wege zu gehen."

Der Freund zuckte zusammen. Er biß sich auf die Unterlippe.

„Ja", sagte er dann leise, „wie du meinst. Aber vielleicht erinnerst du dich noch mal meiner. Wenn dir's mal über den Hals kommt, Gerd, dann komm zu mir. Ich werde dir helfen. Und nun leb wohl."

Er drehte sich schnell um und ging.

Gerd sah unmutig vor sich hin. Am liebsten wäre er dem Freunde nachgeeilt und hätte ihn um Verzeihung gebeten, aber irgend ein dummes Gefühl hielt ihn zurück. So weit hatte er es nicht kommen lassen wollen. Er wehrte die Gedanken ab. Auch gut, dachte er, einmal mußten sie sich ja doch trennen. Unter diesen Umständen allerdings nicht. Aber wenn schon, dann mochte es auch so sein.

Er sah auf die Uhr. Es war kurz nach neun.

Heute hatte er sich mit Liesel nicht verabredet. Hatte dringende Arbeiten vorgeschützt. Es war auch gut so. Er hatte kein Geld mehr. Seine Geschäftskasse wies nur noch ein paar Mark auf. Da überkam ihn plötzlich eine Angst. Wie sollte er den Fehlbetrag nur ausgleichen? Wieviel mochten denn schon fehlen? Er überdachte. Sicher waren es an die 300 Mark. Das war ja fast unmöglich, sie zu ersetzen. Sein Herz klopfte ihm wild an die Rippen.

Ach was, es würde sich schon irgendwie machen lassen, überredete er sich und schritt unruhig vorwärts. Nur schnell ein Glas Bier trinken!

Im „Capitol" herrschte reger Betrieb. Eine gut nachgeahmte Zigeunerkapelle spielte süße Melodien. An den Marmortischen saßen junge Leute mit ihren Freundinnen und spielten sich als Lebemänner auf. Einzelne Nischen waren besetzt, und hinter den zugezogenen Vorhängen ging es hoch her. Die Kellner eilten geschäftig mit ironisch lächelnden Gesichtern. Hinter dem Schanktisch, der mit Gläsern und vielen Platten bedeckt war, hockte eine aufgeschwemmte Wirtin, über derem fleischigen Gesicht ein unbewegliches Lächeln lag.

Unschlüssig stand Gerd vor der schweren Drehtür, die ins Nachtcafé führte. Er überdachte seine Barschaft und ging dann entschlossen hinein. Es war, seit er das junge Mädchen kennengelernt hatte, sein „Stammlokal" geworden.

Der Kellner kam eilfertig auf ihn zu und nahm seine Garderobe in Empfang. Gerd setzte sich mißmutig in eine Ecke und bestellte dann — ein Kännchen Mokka. Der Kellner servierte gewandt.

„Kleinen Zwist gehabt, Herr Volkhagen?" fragte er, während er sich am Tisch zu schaffen machte.

Gerd trank langsam einen Schluck.

„Warum?"

Der Kellner lächelte zurückhaltend.

„Weil das Fräulein heute abend in anderer Begleitung hier ist." Gerd starrte den Kellner an.

„Wie? Was? In anderer Begleitung? Aber das ist ja . . . das ist ja ganz unmöglich. Sie müssen sich irren. Natürlich, Sie irren sich!"

„In der dritten Nische rechts vom Podium, Herr Volkhagen."

„In anderer Begleitung?" Gerd zündete sich nervös eine Zigarette an. Unverwandt mußte er zu jener Nische hinübersehen, in der seine Liesel mit einem anderen sitzen sollte. In schwachen Umrissen konnte er sogar die Person erkennen. Ja, das konnte Liesel schon sein. Sie hatte sicher das rote Samtkleid angezogen, das ihr so gut stand. Aber das war doch ganz unmöglich! Sie wollte heute abend doch zu Hause bleiben, bei der Tante, der nicht wohl sei! Das hatte sie ihm doch bestimmt versprochen. Sollte er sich irren? Aber wie kam der Kellner dazu? Der kannte sie doch.

Er warf die angebrannte Zigarette in den Aschenbecher. Ob er einfach hinübergehen sollte, sie zu entlarven? . . . Sicher, das war das beste! Ohne Auseinandersetzungen, ohne Worte. Natürlich. Sollte sie doch leichtfertig sein? — Nein, das war nicht möglich. Kein Mädchen kann so küssen und so lügen! Nein, nein, sie kann nicht untreu sein; jede andere, sie nicht. In ihren Augen lag eine ganze Welt, aber keine Lüge.

Während er über das Unbegreifliche nachgrübelte, öffnete sich drüben der Vorhang der Nische und — ja, das war doch Markwardt, der ihr so unsympatisch war! Gerd beugte sich vornüber und sah angespannt nach drüben. Ja, natürlich, das war Markwardt. Und Liesel saß in der Sofaecke und rauchte? Auf dem Tisch stand Wein.

Einen Augenblick wurde es Gerd schwach vor Augen, dann hatte er sich wieder voll in der Gewalt. Langsam stand er auf und ging auf die Nische zu.

Jetzt sah Liesel ihn. Sie wurde einen Augenblick verlegen, doch dann lächelte sie so unbefangen, als sei nichts passiert. Markwardt stand schnell auf und kam Gerd verbindlich lächelnd entgegen.

„Das finde ich aber wirklich reizend von Ihnen, lieber Volkhagen:, sagte er und bot ihm die Hand.

Gerd maß ihn mit verächtlichem Blick und drängte ihn unwirsch beiseite. Nachlässig wandte sich Markwardt.

Die drohenden Blicke machten das junge Mädchen unruhig. Sie hob die Hand, als wolle sie Gerd zurückweisen.

„Gib mir bitte meinen Mantel und begleite mich nach Hause, Gerd," sagte sie sehr bestimmt.

Wortlos reichte er ihr den Mantel. Der Kellner half ihm in seinen Ueberrock, nickte freundlich und öffnete zuvorkommend die Tür. Markwardt sah ihnen ironisch lächelnd nach.

Schweigend schritt Gerd neben ihr her. Durch viele Straßen. Sie waren vor der Wohnung der Tante angelangt. Gerd stand mit hochgeschlagenem Rockkragen vor ihr, immer noch blickte er sie drohend an. Endlich konnte er sprechen.

„Was bedeutet das, Liesel?" fragte er hart. Seine Stimme klang ihm selbst fremd und rauh.

„Daß du ein Tor bist, Gerd, und grundlos eifersüchtig", erwiderte sie kurz und schnell. Dann lächelte sie und sah ihn an, lange und mit heißen Augen.

„Wir müssen uns aussprechen, Gerd. Komm mit mir nach oben. Tante ist einige Tage verreist. Wir sind ungestört. Du wirst schon einsehen, wie dumm du bist, wenn du mich für untreu hältst. Willst mir ja auch kein Unrecht tun, nicht?"

Wortlos, voll dumpfer Empfindungen schritt Gerd hinter ihr her in die Wohnung der Tante. Das junge Mädchen schloß die Flurtür vorsichtig hinter sich ab. Dann führte sie ihn ins Wohnzimmer.

Gerd sah sich um. Es war ein kleines Zimmer mit einem Fenster. Auf dem Tisch lag die bekannte rote Plüschdecke, darüber brannte spärlich eine elektrische Krone, die früher einmal ein Prunkstück gewesen sein mochte. Ein breites, halbzerschlissenes Sofa stand an der Wand, über ihm tickte monoton eine Uhr. An einer Wandseite prunkte eine Anrichte mit einem Nickelservice. Auch das Vertikow schien sich aus Zeiten einstigen Wohlstandes in diesem bescheidenen Haushalt hinübergerettet zu haben. Auf ihm prahlten in großväterlichem Rahmen viele Bilder.

Widerspruchslos ließ Gerd sich den Mantel abnehmen und stand immer noch unbeweglich in der Mitte des Zimmers auf dem abgetretenen Teppich. Die Luft im Zimmer war miserabel. Sie roch nach Staub und schlechten Zigaretten.

Liesel kam wieder ins Zimmer.

„Nun setz dich doch, mein Junge. Mußt dich durch diese Umgebung nicht stören lassen. Tante ist nun mal so rückständig und kann sich von den alten Sachen nicht trennen. Alles Staubfänger", dabei zeigte sie auf die vielen Fächer an den Wänden und die Blumen und Blattpflanzen, die die Einrichtung vervollständigen sollten. „Die Deckchen habe ich schon beiseite gelegt. Tante muß auf Tischen, Stühlen und auf dem Sofa, überall, viele kleine Fetzen liegen haben. Komisch, die alten Leute, findest du nicht auch? Dabei könnte sie sich eine ganz moderne Wohnung leisten. Na, laß sie."

Gerd hatte Mühe, sein Unbehagen zu unterdrücken.

„Nun setz dich doch, Gerd." Sie trat näher an ihn heran. Ihre Augen blitzten.

Zögernd setzte er sich ins Sofa, wohin sie ihn drängte und zündete sich eine Zigarette an.

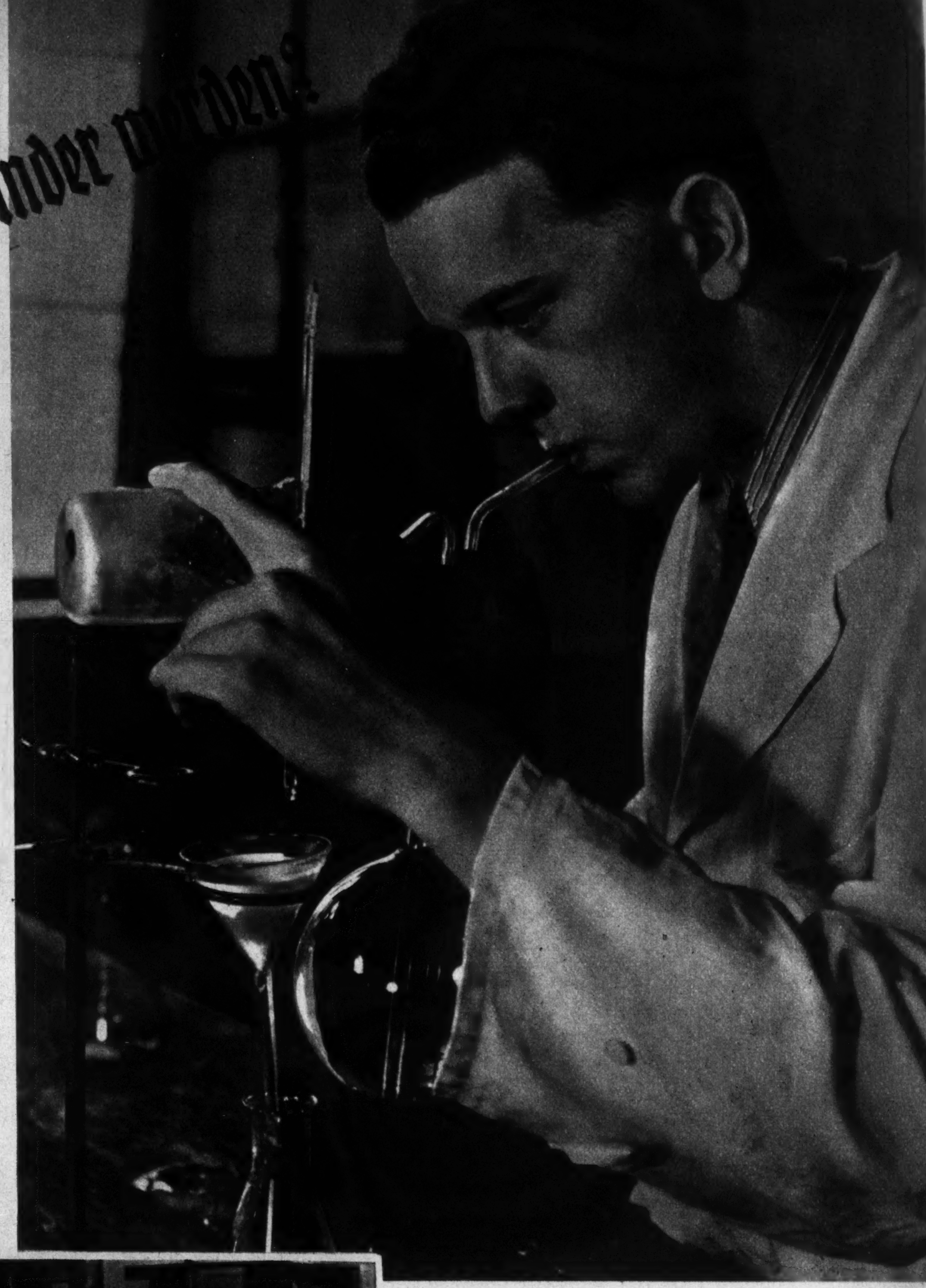
„So, jetzt bist du einmal mein Gast. Ich bringe Tee und du siehst zu, ob ich nicht eine nette Hausfrau bin."

Die Unruhe in Gerd wurde stärker. Es war ihm, als müsse er ohne Gruß und Worte forteilen, aber — er blieb.

Fortsetzung folgt in Heft 13.

as können unsere Kinder werden?

Der Chemiker



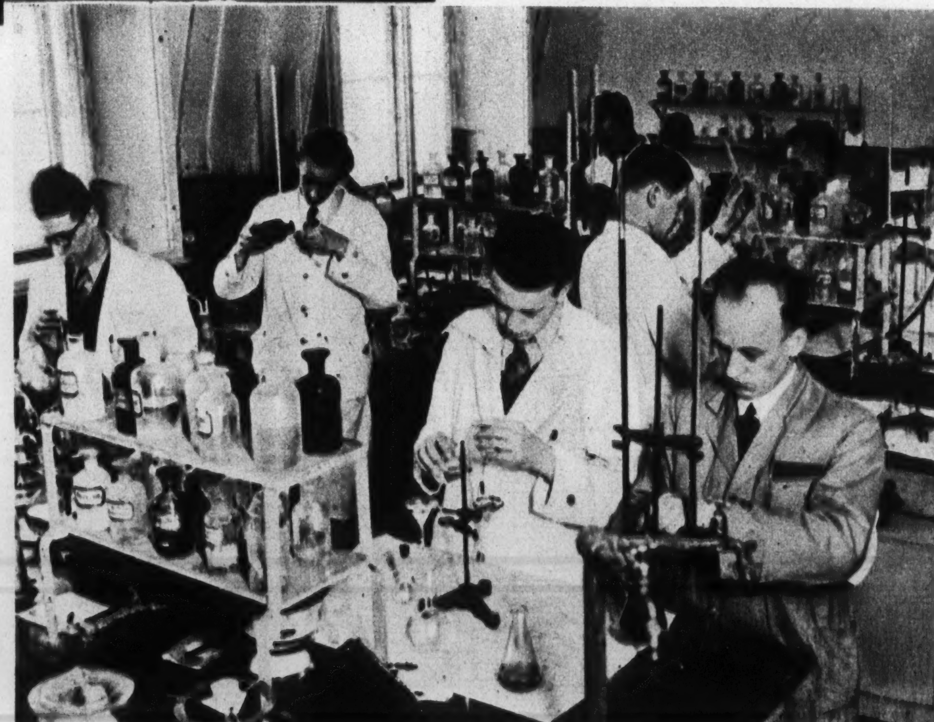
Wie ihre ältere Verwandte, die Arznei- und Apothekerkunst, wird auch die Chemie noch vielfach mit einigem Mißtrauen angesehen. „Chemie ist, was kracht und stinkt", heißt es im Volksmund; und die praktische Hausfrau bekommt es mit der Angst, ob der Inhalt einer Konservendose, ob ein Fruchtsaft, ein Waschmittel oder eine Anstrichfarbe wohl „Chemie" sei. Sie versteht darunter das Künstliche im Gegensatz zum Natürlichen, das Unechte statt des Echten, das Giftige, Gefährliche und auf alle Fälle Schädliche, das Täuschende und Enttäuschende. Nun hat sie ja ganz recht, sich gegen chemische Zusätze zu wehren, wo sie heute schon überflüssig sind, wenn freilich auch ebendieselbe Hausfrau durch ihre Bevorzugung lockender Farbe und auffallender Billigkeit Schönungen, künstliche Färbungen, Verfälschungen geradezu herausfordert. Aber der (vom Gesetz übrigens immer mehr eingeengte und bedrohte) Mißbrauch der Chemie darf niemand verleiten, gegen die Chemie selbst und ihre vielfältigen Anwendungen in unserem täglichen Leben undankbar zu sein. Wir kämen heute ohne chemische Behandlung der Naturprodukte, nicht mehr aus, und wir sind niemals ohne chemische Prozesse ausgekommen — nur daß man eben heute planmäßig erforscht, was früher der langjährigen praktischen Erfahrung erst nach vielen Fehlschlägen oder nur dem guten Zufall gelang. Der Chemiker gewinnt die Metalle aus den Erzen, destilliert Benzin aus dem Rohpetroleum und Heizgas aus der Kohle, holt den Zucker aus der Zuckerrübe; er verwandelt Holz in Zellstoff und den Zellstoff in Kunstseide, in Zelluloid, in Papier, in Sprengmittel; er baut aus Steinkohlenteer die bunte Reihe der modernen Textilfarben auf, gewinnt aus den gleichen Rohmaterialien wichtige Arzneimittel und setzt immer neue (z. T. in der Natur schon vorhandene, z. T. völlig neue) Wirkstoffe in



langjähriger geduldiger Arbeit zusammen; der künstliche Kautschuk (Buna) gehört zu den neuesten Errungenschaften der Chemie. Die künstliche Herstellung von Benzin (Leunabenzin), die Verwertung des Luftstickstoffes zu Düngezwecken (Kalkstickstoff), beide noch vor kurzem Wunder der chemischen Technik, sind schon Selbstverständlichkeiten geworden. Aber der Chemiker tut noch mehr: er prüft die vorhandenen Rohstoffe auf ihren Wert und ihre wirksamen Bestandteile, er sucht immerfort neue, bisher unausgenützte Rohstoffe nutzbringend zu verwerten; der Chemiker untersucht und prüft heute jedes Erzeugnis, das als fertige Ware die Fabrik verlassen soll, und begleitet es prüfend, messend, behutsam auf seinem ganzen Werdegang vom Rohstoff zum Endprodukt, ja noch darüber hinaus auf das Handelslager.

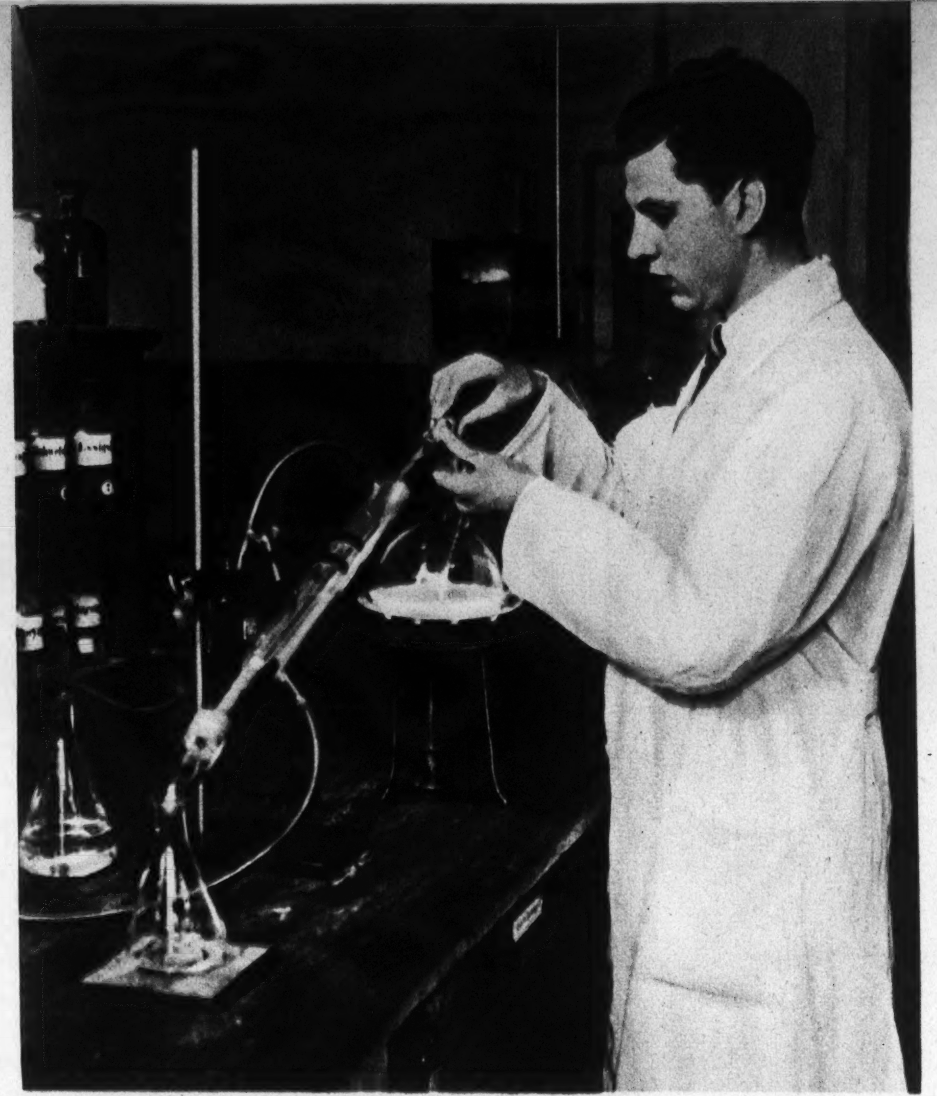
Und endlich hat der Chemiker — in Gestalt des staatlichen oder städtischen Beamten oder des selbständigen Fachmanns — auch den Schutz vor allen Mißbräuchen übernommen, die (wie anfangs angedeutet) eben auch mit der Chemie und mit der chemischen Technik aus Eigennutz oder Unverstand getrieben werden könnten. Ja, der Lebensmittelchemiker prüft sogar die Naturprodukte: Wasser, Milch, Butter usw. auf ihre Brauchbarkeit und gesundheitliche Unbedenklichkeit; gerade e r wacht strenge darüber, daß wir wirklich „Naturprodukte" erhalten! Der chemische Prüfer ist für den Erzeuger und Verkäufer schlechter oder verdorbener Ware ein sehr unangenehmer und daher gefürchteter Gegner geworden: dem kann man kein X für ein U vormachen.

Uferlos sind die Anwendungsgebiete der Chemie, zahllos die Tätigkeiten und Spezialberufe des geschulten Chemikers; und immer noch wächst das Arbeitsfeld . . . das Ende dieser Entwicklung ist nicht abzusehen. So spezialisiert aber die Berufe des Chemikers selbst sind, allen muß eine möglichst gründliche und solide Allgemeinbildung im Theoretischen und Praktischen vorausgehen. Gerade die deutsche chemische Industrie ist groß und berühmt geworden durch die wissenschaftliche Planmäßigkeit, mit der die Chemiker ihre Arbeitsziele sich steckten und zu erreichen suchten; und umgekehrt hat ja auch wieder erst die Industrieentwicklung den Bedarf für jene Bataillone von Chemikern geschaffen, die Jahr für Jahr als Laboranten und Chemotechniker, als Diplom-Ingenieure der Chemie und als Doktoren, als Lehrer der Chemie und als Sachverständige, in den Dienst und in die Front eintreten. Der Chemikerberuf ist Jungens und



Mädels schon mit guter Volksschulbildung über eine 1½—2jährige Fachausbildung in einer Chemieschule, erreichbar: diese Chemotechniker bringen es, wenn sie tüchtig sind, in manchen Betrieben bis zum Betriebsleiter; in der Großindustrie stellen sie unentbehrliche Hilfskräfte der „wissenschaftlichen", d. h. der akademisch gebildeten Fachgenossen. Die höheren technischen Lehranstalten, die chemische Abteilungen haben, fordern die mittlere (Obersekunda-)Reife; das Studium an der Universität oder an der Technischen Hochschule ist natürlich an Abitur und Hochschulreife geknüpft. Entsprechend den außerordentlich vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten und den vielen verschiedenen Betrieben sind die Grenzen der einzelnen „Grade" nicht überall scharf: ununterbrochenes Selbststudium der wissenschaftlichen und der technischen Neuerungen auf dem erwählten Sondergebiete, persönliche Tüchtigkeit und Einsatzbereitschaft sind überall nötig und können größere Unterschiede der Stellung schaffen als ein erworbener Titel.

Von den gesundheitlichen Voraussetzungen des Chemikers wäre zu sagen, daß er sich in guter, ausdauernder Verfassung befinden muß, daß die Atmungsorgane widerstandsfähig und die Sinne scharf genug sein müssen. Zwar hat die moderne Technik des chemischen Laboratoriums schon aus Arbeitsgründen Einrichtungen geschaffen, die Dämpfe, giftige oder ätzende Gase ableiten; Reinlichkeit und Vorsicht gehören geradezu zu den Berufstugenden des Chemikers; aber eine schwache Lunge, ein empfindlicher Kehlkopf ertrügen den Aufenthalt hier und in den Betriebsräumen doch nicht ohne Schaden. Da der Beruf in der Hauptsache ein „Stehberuf" ist, sind auch Rücken und Füße dabei recht angestrengt. Schwache Kurzsichtigkeit und Schwerhörigkeit wird man als Chemiker ertragen können, stärkere Grade sind natürlich sehr hinderlich. Farbenblindheit schließt selbstverständlich von diesem Berufe aus. Ebenso zitternde oder schweißige Hände, daß gelähmte, verkrüppelte oder durch Unfall unvollständige Hände für den Chemikerberuf nicht in Frage kommen, ergibt sich wohl von selbst. Unter den geistigen und charakterlichen Fähigkeiten stehen drei im Vordergrund: Reinlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Beobachtungsgabe . . . es läßt sich schwer sagen, welche von den dreien die wichtigste ist. Reinlichkeit bis zum Aeußersten und die damit meist verbundene Ordnungsliebe sind unbedingt nötig, sonst wird der junge Chemiker schon bei den ersten Versuchen im Laboratorium schwere Enttäuschungen erleben. Wo mit Hundertsteln und Tausendsteln eines Gramm gerechnet wird, stört jeder Spritzer, jedes verstreute Stäubchen die angestrebte Genauigkeit der Untersuchung. Schleuderhaft gereinigte und also unreine Gefäße, unordentlich aufbewahrte Gebrauchsgegenstände machen alle sonstige Sorgfalt und die Arbeit von Stunden, ja manchmal von Tagen zu Schanden. — Ohne die Gewissenhaftigkeit, die bis zur Pedanterie getrieben sein muß, richtet der Chemiker nur Unfug an. Er gewinnt keine oder nur ungenaue Ergebnisse seiner Analysen, was in der Praxis mit schweren Geldverlusten für den Betrieb verbunden sein wird; ja er gefährdet dann leicht durch eine Unvorsichtigkeit oder Vergeßlichkeit Gesundheit und Leben seiner Arbeitskameraden und seiner selbst. Ohne gutes und sicheres Beobachten aber kommt auch der Gewissenhafteste und Ordentlichste zu nichts in einer Arbeit, die schließlich immer wieder auf Sinnenprüfung hinausläuft; das schärfste Mikroskop und die empfindlichste Waage, die genaueste Einteilung aller Meßgefäße und die raffiniertesten Prüfungsmethoden nützen dem nichts, der mit offenen Augen nichts sieht, der die Unterschiede nicht riecht und schmeckt.



Alle diese körperlichen, geistigen, charakterlichen Voraussetzungen sind unerläßlich. Ihre besondere Zielrichtung bekommen sie aber erst durch das *Interesse* an der chemischen Wissenschaft und an der praktischen Arbeit des Chemikers. Ohne dieses Interesse ist es schwer, sich die weitausgebreiteten Grundlagen zu erarbeiten, auf denen die moderne Chemie sich aufbaut; ausgedehnte und gründliche mathematische, physikalische, z. T. auch mineralogische, botanische, allgemein biologische Kenntnisse gehören dazu. Ohne Interesse wäre es noch schwerer, die Geduld und Ausdauer aufzubringen, die viele chemische Untersuchungen und Präparate erfordern. Besonders der wissenschaftliche Chemiker, der auf noch unerforschtem Neuland steht, muß sich bereit fühlen, auch durch jahrelange Enttäuschungen und Zwischenfälle hindurch den Weg zu suchen, immer wieder neue, leicht veränderte Versuche zu machen und . . . ruhig zu bleiben, wenn die Ergebnisse wochenlanger Arbeit durch einen blöden Zufall im letzten Augenblick vernichtet werden. Ohne ein starkes Interesse ist vollends gar nicht möglich die lebenslange, an vielen Punkten schrecklich eintönige und langweilige Kleinarbeit, die doch Tag aus, Tag ein mit gleicher Genauigkeit, Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit gemacht werden muß, damit der Betrieb „läuft" und die Erzeugnisse der Firma auf ihrer Höhe bleiben. Der Chemiker steht überall, wo er steht, auf einem verantwortlichen Posten; und er muß sich diesen Posten buchstäblich immer wieder neu erkämpfen. Denn die Rohstoffe wechseln in Güte und Zusammensetzung, die Arbeitsverfahren werden ständig verbessert, die Erzeugnisse müssen sich den Ansprüchen des Verbrauchers anpassen. Nur die geduldige, fleißige, aufmerksame Arbeit bleibt. Hans Hajek.



Das Fräulein vom Amt

4 Sonder-Aufnahmen für die Reichs-Elternwarte von Atlantic-Photo

„Hier Fernamt Platz 76 . . . . wir rufen an." Befriedigt legen Sie den Hörer aus der Hand, nun geht alles weitere für Sie von selbst, bis das Klingelzeichen ertönt und eine Stimme Sie auffordert: „Ihre Verbindung nach . . . bitte melden Sie sich." Ich aber stehe im Berliner Fernamt hinter der Beamtin, die auf Platz 76 sitzt in einem Riesenraum, in dem an vier langen Tischen mehr als hundert Frauen nichts anderes tun als die Anmeldung von Ferngesprächen entgegenzunehmen. So dicht sitzen sie, daß sie einander mit den Ellenbogen fast berühren, und so leise sprechen sie, daß nur ein feines summendes Geräusch über dem ganzen Saal liegt. Dicht muß ich mich zur Beamtin herunterbeugen, um zu verstehen, was sie in den kleinen Schalltrichter sagt, der — ein Teil ihres persönlichen Geräts — vorn angesteckt wird, so daß er, unmittelbar unter dem

Kinn sitzend, bei einer leichten Neigung des Kopfes die Schallwellen sofort auffängt. Während die Beamtin die Nummer des anmeldenden und des gewünschten Teilnehmers wiederholt, füllt sie gleichzeitig auf dem vor ihr liegenden Block den Gesprächszettel aus, den Sie später bei der Telefonrechnung im Umschlag finden. Der Zettel wird durch einen Schlitz gesteckt und wandert auf laufendem Band zur Leitstelle.

Dort treffen wir, zwar auch im dunklen Kittel, aber ohne den Kopfhörer, der sonst das Attribut aller Fernsprechbeamtinnen ist, vier Frauen, die die ankommenden Gesprächszettel auf die Rohrpostleitungen zu den verschiedenen Vermittlungssälen, den sogenannten Fernsälen, verteilen. Da ist einer, in dem nur Verbindungen nach Süddeutschland hergestellt werden, ein anderer für Norddeutschland, von dem aus allein etwa 70 Leitungen nur nach Hamburg führen. Im Vermittlungssaal findet dann noch die Verteilung auf die einzelnen Beamtinnen, d. h. richtiger auf die Plätze statt, denn jeder Platz hat seine ganz bestimmten Leitungen. 2—4 sind es hier im Berliner Fernamt, sie liegen in der Tischplatte, an der die Beamtin sitzt. Mit einem Hebeldruck schaltet sie sich in die Fernleitung ein und übermittelt der Fernsprechbeamtin in Stuttgart oder München, Kopenhagen oder Paris den Wunsch des Berliner Teilnehmers; sie wartet, bis dort der gewünschte Teilnehmer herangerufen ist und veranlaßt dann den Wideranruf beim Gesprächsanmelder. Während sie noch auf der einen Leitung ein Gespräch für Berlin vermittelt, flammt vor ihr schon wieder ein Lichtsignal auf und kündigt ihr an, daß ein Berliner Teilnehmer auf der anderen Leitung gewünscht wird. Sie schaltet sich um, nimmt die Anmeldung an, gibt sie weiter und stellt durch Hebeldruck die Verbindung der Leitungen her, die nun die Verständigung der Teilnehmer ermöglicht.

Auch in den Fernsälen sehen wir die langen Tische, über jedem Platz stehen die Fernleitungen angegeben, die auf ihm liegen. Viele, auch kleine Städte haben ihre eigene Leitung mit Berlin, bei allen andern werden die Gespräche auf die nächstgelegenen größeren Städte gelegt und müssen dann von dort aus weitervermittelt werden. In jedem Fall, in dem ein Gespräch nicht angenommen, sondern nach auswärts vermittelt wird, muß die Beamtin den Zeitpunkt beachten, wann das Gespräch tatsächlich hergestellt ist, denn sie hat ja auch die Gesprächsdauer zu kontrollieren, und muß sie auf dem Gesprächszettel vermerken mitsamt ihrer Namensabkürzung. An den Leitungen nach dem Ausland sitzen sprachkundige Telefonistinnen, sie müssen die französische Sprache als die offizielle Weltverkehrssprache beherrschen, doch ist es sehr erwünscht, daß sie außerdem die Sprache des Landes verstehen, mit dem sie speziell die Verbindungen herzustellen haben.

Nicht jede Anmeldung verläuft so einfach. Da sind zunächst alle Gespräche mit Sonderwünschen zu beachten: mit dem Dringlichkeitsvermerk, mit Voranmeldung oder Gebührenansage; vor allem aber die, bei denen die Nummer des fernen Teilnehmers zunächst einmal festgestellt werden muß. Wir kommen in eine besondere Abteilung, die Nachforschungsstelle. Hier liegen die Telefonbücher aller deutschen Reichspostdirektionen und aller großen Städte der Welt, und eine ganze Reihe von Beamtinnen ist damit beschäftigt, die Nummern der gewünschten Teilnehmer herauszusuchen.

Je kleiner der Ort, desto mehr Arbeitsgänge sind in der Hand der einzelnen Beamtin vereinigt, desto weniger Fernverbindungen kann sie aber auch selbst herstellen. In den Kleinstädten und Dörfern besteht ihre Aufgabe lediglich in der Weiterleitung der Fernanmeldung an das nächste Fernsprechamt. Die Haupttätigkeit ist dort die Vermittlung von Ortsgesprächen, soweit der Selbstanschlußbetrieb noch nicht durchgeführt ist, der sich freilich heute schon weitgehend durchgesetzt hat. Ueber eine lange Reihe von Jahren hat die deutsche Reichspost die Einführung des Selbstanschlußbetriebes planmäßig verteilt und dadurch vermieden, daß ihre Beamtinnen arbeitslos wurden. Der wachsende Fernverkehr konnte eine große Zahl von ihnen aus den bisherigen örtlichen Vermittlungsstellen übernehmen, Neueinstellungen wurden nicht vorgenommen, so wurde die Zahl der Bamtinnen dem Bedarf angepaßt. Heute sind wir nun schon wieder so weit, daß neue Einstellungen vorgenommen werden müssen, ja, daß der Fernverkehr mit der Belebung des Wirtschaftslebens bisher nicht gekannte Ausmaße angenommen hat und immer mehr Beamtinnen beansprucht





Es ist also so, daß heute eine Fernsprechbeamtin gleichbedeutend ist mit einer Frau, die an der Herstellung von Fernverbindungen mitwirkt. Irreführend ist die Bezeichnung „Beamtin", denn viele sind Angestellte, deren Arbeitsbedingungen sich nach dem Reichsarbeitstarif richten; nur die älteren rücken unter Umständen in beamtete Stellen ein. Aber auch im Angestelltenverhältnis genießt die Fernsprechbeamtin der Reichspost eine gewisse Sicherheit ihrer Stellung. Die Behörden sind heute — mehr noch als früher — gehalten, Entlassungen zu vermeiden, und sie jedenfalls nur nach sorgfältiger Prüfung vorzunehmen. Freilich stellen sie dafür auch erhöhte Anforderungen an politische Zuverlässigkeit und einen sittlich einwandfreien Lebenswandel. Man bevorzugt bei der Einstellung gern die Bewerberinnen, die dem BdM oder der NS-Frauenschaft angehören.

Wenn wir uns die besonderen Anforderungen dieses Berufes klar machen, so ergeben sich von selbst die Voraussetzungen, die eine künftige Fernsprechbeamtin mitbringen muß. Sie arbeitet mit Ohr und Stimme, ein tadelloses Gehör und eine modulationsfähige Stimme sind deshalb unerläßlich. Etwa ein Fünftel aller Bewerberinnen muß wegen ungeeigneter Stimmorgane zurückgewiesen werden. Schon während der Ausbildung spielt die sprechtechnische Schulung eine große Rolle, und immer wieder wird später die Beamtin sprechtechnisch nachgeschult durch ältere Lehr-Beamtinnen, die die Post zu diesem Zweck besonders hat ausbilden lassen. Ich habe mir im Berliner Fernamt diesen Unterricht angehört, der in kleinen Gruppen abgehalten wird, man übte das Ausklingenlassen der Endsilben en und em. Wie wichtig ist auch die Regulierung des Stimmaufwandes! Zur Schonung der eigenen Stimme und um die Nachbarin nicht zu stören, muß jede Beamtin lernen, mit der geringstmöglichen Tonstärke zu sprechen. Tatsächlich ist es so, daß die Beanspruchung der Stimme viel weniger empfunden wird als die des Ohres. Der einseitig getragene Kopfhörer übt einen unangenehmen Druck aus, deshalb soll er möglichst abwechselnd getragen werden. Außerdem geht die Reichspost dazu über, an Stelle des Kopfhörers ganz kleine Ohrmuscheln, sogenannte Gehörgangfernhörer, einzuführen, die ins Ohr hineingesteckt werden. Die Beamtinnen empfinden sie als große Erleichterung. Uebrigens bekommt jede Beamtin aus hygienischen Gründen ihr persönliches Gerät (Hörer und Schalltrichter) und ein besonderes Schrankfach, um es wegzuschließen.

Der fernmündliche Verkehr verlangt von der Beamtin ferner eine gute Allgemeinbildung; geographische Kenntnisse und sprachliche sind dringend erwünscht, und der Umgang mit den Teilnehmern hüben und drüben am Draht verlangt eine gewisse Gewandtheit. Deshalb wird in der Regel von den Bewerberinnen die mittlere Reife gefordert. Zur sprachlichen Weiterbildung bieten die Fernsprechämter der Reichspost ihren Beamtinnen Gelegenheit durch Sprachkurse, die innerhalb des Dienstbetriebes unentgeldlich abgehalten werden.

Wer durch das Berliner Fernamt geht — das größte und modernste der Deutschen Reichspost — der staunt überhaupt, was alles den Beamtinnen hier geboten wird. Schön eingerichtete Tagesräume bieten während der Pausen angenehmen Aufenthalt, mehrere Liegeräume sind da mit richtigen Betten, auf denen die Müden sich ausstrecken und schlafen können. Morgens wird Gymnastik getrieben, und im Sommer stehen mehrere Dachgärten zur Verfügung. Die Eigenart des Fernsprechbetriebes bringt es mit sich, daß die Anforderungen im Laufe des Tages sehr ungleich sind; infolgedessen sind auch die Dienststunden ungleich und — um unter den Beamten auszugleichen — von Tag zu Tag wechselnd. Außerdem macht keine Frau länger als drei bis dreieinhalb Stunden hintereinander Dienst. So ergeben sich im Lauf des Tages öfter Pausen, und es ist für die Beamtinnen eine große Erleichterung, daß sie diese Zeiten auch innerhalb des Fernsprechamtes zur Erholung ausnutzen können.

Es ist selbstverständlich, daß jede Beamtin den Vermittlungsdienst von 1 bis 3 beherrschen muß, und daß sie eine planmäßige Ausbildung durchmachen muß, ehe man sie an die Fernleitung setzt. Diese Ausbildung umfaßt zehn Wochen, für die Berufsschulpflichtigen zwölf Wochen. In der Regel werden aber unter 17 Jahren keine jungen Mädchen zur Ausbildung angenommen, so daß auch den zukünftigen Fernsprechbeamtinnen Zeit bleibt, ein hauswirtschaftliches Jahr durchzumachen. Die ersten vier Wochen der Ausbildung leitet die Reichspostdirektion unmittelbar, während dieser Zeit wird kein Lehrgeld verlangt, aber auch keines gezahlt. Die praktische Berufsvorbereitung erfolgt dann in den weiteren sechs bis acht Wochen beim Fernamt selbst, jetzt gibt es ein monatliches Taschengeld. Theoretisch muß der Verlauf der Vermittlung mit allen auftauchenden Besonderheiten gelernt und dann an der Leitung geübt werden. Rasch und unbedingt zuverlässig muß die Beamtin auf jeden Anruf reagieren, denn im Geschäfts- wie im Privatleben hängt vieles davon ab, daß die gewünschten Fernverbindungen pünktlich ausgeführt werden. Und die Beamtin muß sich bewußt sein, daß sie im Dienst einer öffentlichen Einrichtung steht, von deren Funktionieren besonders auch in schwierigen Zeiten das Wohl der Menschen, ja eines ganzen Ortes, einer ganzen Gegend abhängen kann. In solchen Situationen verlangt der Dienst an der Fernleitung den unbedingten Einsatz unter Nichtachtung aller Gefahren für das eigene Leben.

Gerda Simons

Rätsel-Auflösungen aus Heft 9

Spruch-Ergänzungsrätsel.

1. Ball; 2. Else; 3. Feme; 4. real; 5. Ilse; 6. Fell; 7. Elbe; 8. Kehl; 9. Gier; 10. Irre; 11. Reno; 12. Norm; 13. Emma; 14. Mars; 15. Oslo; 16. Note.
Langsam im Strafen, schnell im Belohnen.
(Wahlspruch Kaiser Heinrich I.)

Bilderrätsel.

Kindersegen ist Gottessegen.

Bilderrätsel.

Die Schule des Lebens kennt keine Ferien.

Bilderrätsel.

Verstand läßt sich nicht einprügeln.

Bilderrätsel.

Gelobt sei was hart macht. (Nietzsche.)

Rätsel-Auflösungen aus Heft 10

Kreis-Rätsel.

1. Bild; 2. Etui; 3. Affe; 4. Turm; 5. Kanu; 6. Pakt; 7. Saat; 8. Klee; 9. Flor; 10. Lori; 11. Pips; 12. Beet; 13. Maid; 14. Erie; 15. Heer; 16. Balg; 17. Base; 18. Köln; 19. Brei; 20. Zebu; 21. Moos; 22. Gold; 23. Hufe; 24. Kurs; 25. Park; 26. Juni; 27. Zaun; 28. Bund; 29. Bene; 30. Reis. — 1—4 Duft; 4—7 Takt; 7—10 Tell; 10—13 Lied; 13—16 Dieb; 1—28 Dieb; 28—25 Bank; 25—22 Krug; 22—19 Gobi; 16—19 Bali. —
Die Mutter ist der Genius des Kindes.
(Friedr. Hegel.)

Bilderrätsel.

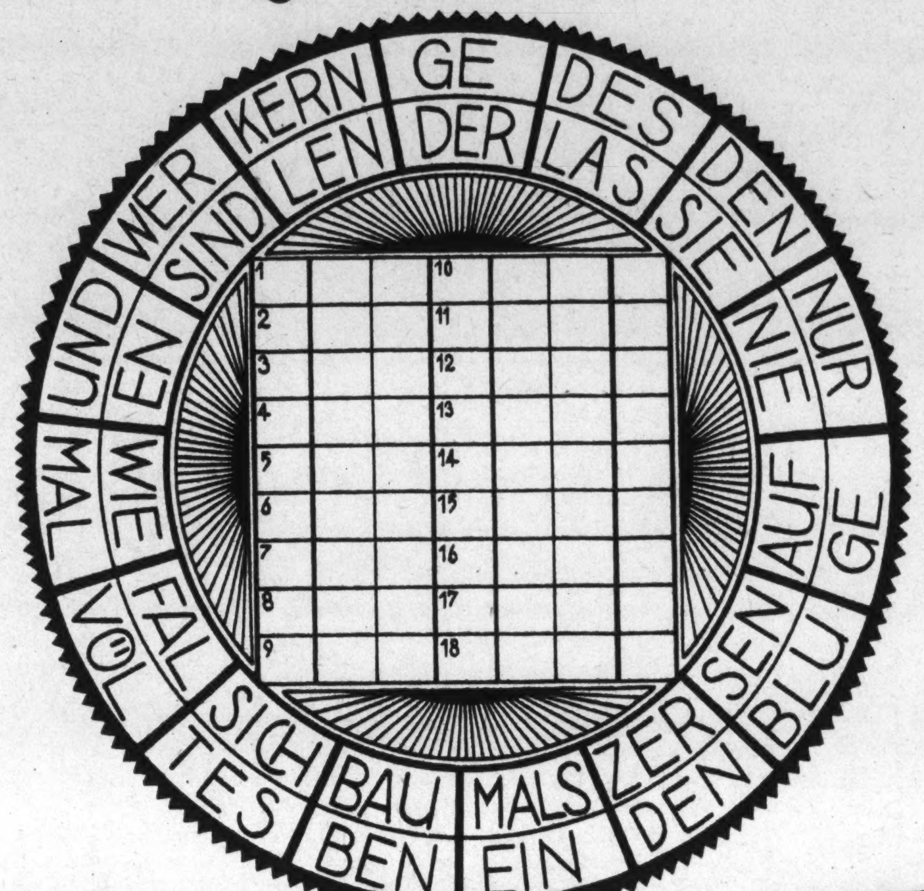
Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Bilderrätsel.

An guter Lehr trägt keiner schwer.

Verlag: Heinrich Beenken Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 19
Wallstraße 17/18
Hauptschriftleiter: Wilhelm Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Druck: Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18

Kurzweil am Feierabend



Rätsel-Inschrift

In die Figur sind vierbuchstabige Wörter nachfolgender Bedeutung einzusetzen. Die Endbuchstaben der Wörter von 1—9 sind gleichzeitig Anfangsbuchstaben der Wörter von 10—18. Die Anfangsbuchstaben der ersten und die Endbuchstaben der zweiten Wortreihe, beide von oben gelesen, nennen den Anfang eines Ausspruches von Dr. Groß. Der Spruch ist mit den umstehenden Silben zu vervollständigen, indem man zuerst im äußeren, dann im inneren Kreise immer eine gleiche Anzahl Felder überspringt. (ch = ein Buchstabe.)

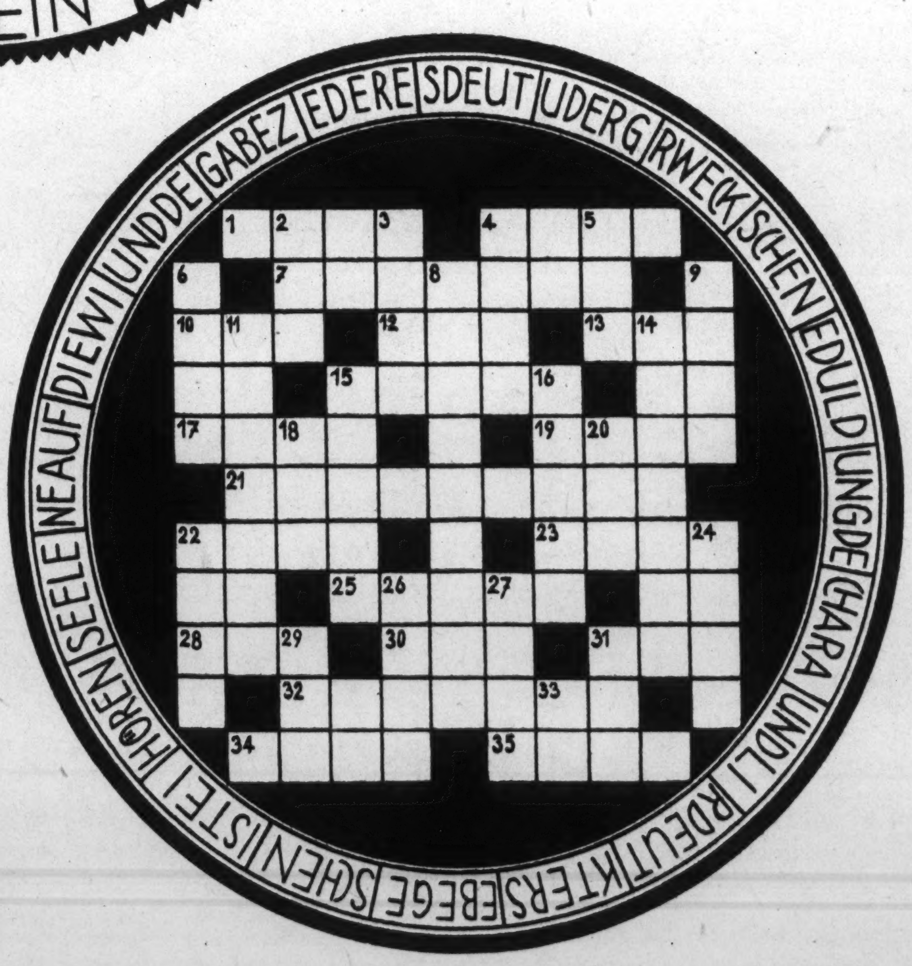
Wortbedeutung: 1. Lastenheber; 2. Molkereiprodukt; 3. Nährmutter; 4. Vorratsbestand; 5. Straßenbahn (volksm.); 6. Brauch; 7. Rechnung; 8. Gurkenkraut; 9. Stadt in Thüringen; 10. musikal. Zeichen; 11. Körnerfrucht; 12. Kletterpflanze; 13. umgebildete Pflanzenteile; 14. Gehilfin; 15. pers. Fürstentitel; 16. Schusterwerkzeug; 17. Halbaffe; 18. Beruf.

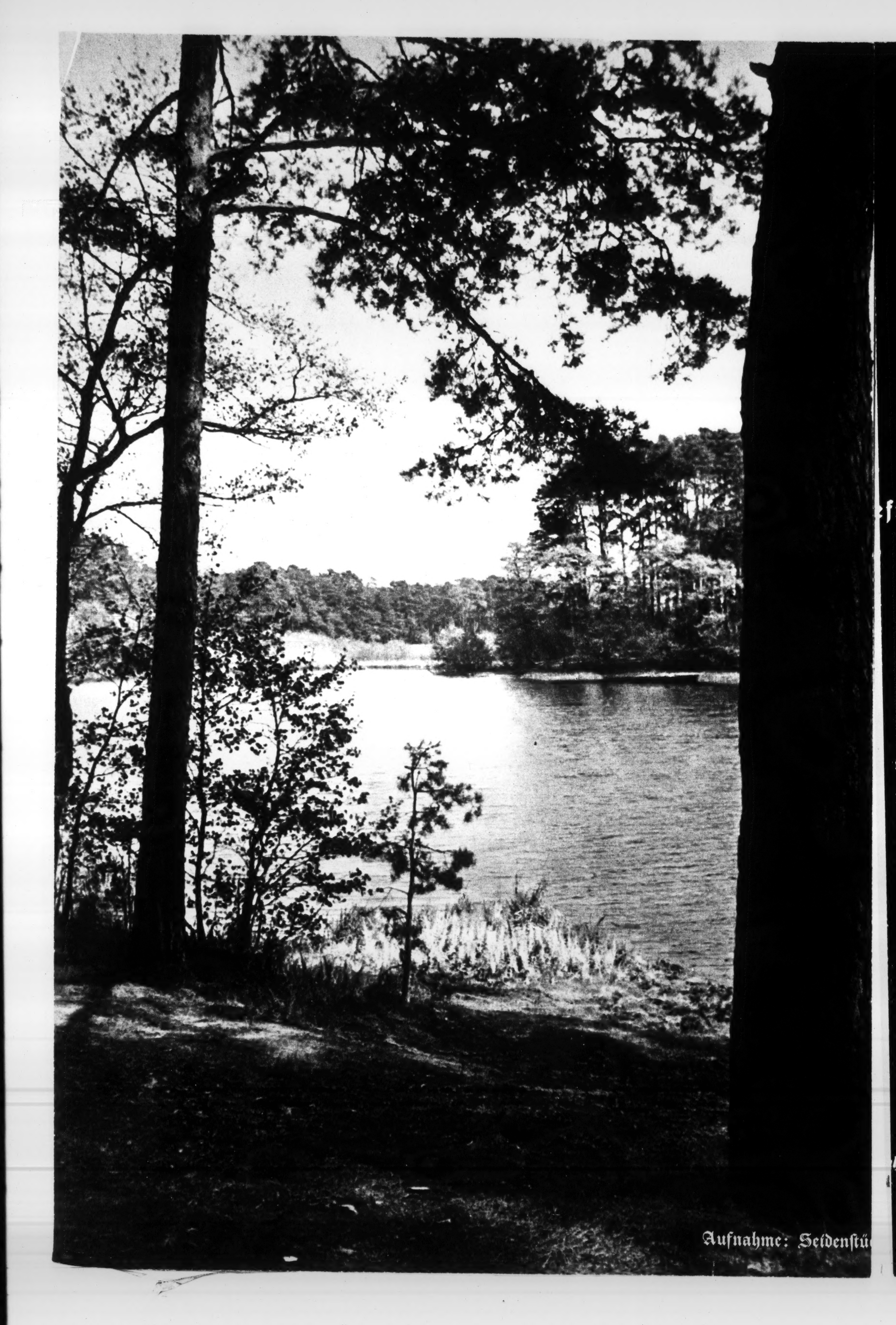
Kombiniertes Kreuzwort-Rätsel

Waagerecht: 1. Heiligung; 4. Verbannung; 7. ostpreuß. Landschaft; 10. Singstimme; 12. Bindewort; 13. Gebirge; 15. chemische Verbindung; 17. Lebenshauch; 19. Nadelholz; 21. Tauchenten des Nordens; 22. Planet; 23. ausgelassen sein; 25. sagenhafte Königin von Theben; 28. Wild; 30. Automarke; 31. Flüssigkeit; 32. Luftschiffer; 34. Blasinstrument; 35. soviel wie dasselbe.

Senkrecht: 2. Behörde; 3. herkömmlicher Brauch; 4. wie 22 waagerecht; 5. weibl. Vorname; 6. Lasttier; 8. Unterkleidung; 9. Naturerscheinung; 11. Beleuchtungskörper; 14. Raubinsekt; 15. deutsche Stadt; 16. Einkommen; 18. feierliche Beteuerung; 20. japan. Staatsmann †; 22. span. Fluß; 24. Farbe; 26. Indianerstamm; 27. Zusammenschluß; 29. Futtermittel; 31. geograph. Begriff; 33. Tierprodukt. (ö = oe.)

Werden die Buchstabengruppen des äußeren Kreises durch Ueberspringen einer jeweils gleichen Anzahl Felder zusammengefügt, so ergibt sich ein Wort der Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink.





Aufnahme: Seidenstü